

VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 28.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 18. Juli 1892.

Vierteljährlich
2 1/2 Mark = 1 1/2 fl. ö. W.

38. Jahrg.

Thusnelde's Brauttschaft.

Aus dem modernen Leben von R. Eichfeld.

Nachdruck verboten.

I.

Baronin Grüning, die Tochter des bankrott gewordenen Branntweinsfabrikanten, war stolz, sehr stolz. Und damit imponierte sie; denn viele Leute, welche ihre Vergangenheit nicht kannten, dachten: „Wenn sie stolz ist, wird sie wohl Ursache haben, es zu sein!“ Sie hatte aber keine. Ihr seliger Mann war vor zwei Jahren von einem auswärtigen Fürsten geadelt worden und hatte den Titel „Baron“ erhalten. Wie und warum ihm diese Auszeichnung zu teil ward, blieb stets dunkel. Er bewohnte mit seiner Familie eine der hübschesten Villen von Bad K. und freute sich des Lebens und seines Titels.

Leider war es jedoch dem guten Baron nicht vergönnt, die siebenzackige, unverdiente Krone lange zu tragen. Eines schönen Tages oder vielmehr eines schönen Abends, bekam er infolge eines zu üppigen Dinners einen Schlaganfall, und da der Tod auch die Kronen nicht respektiert, so trug man ihn vier Tage später mit großem Pomp hinaus auf den Kirchhof, wo ihm die trauernde Gattin ein schönes Denkmal setzen ließ, geschmückt mit dem neuen Wappen derer von Grüning.

So blieb sie denn allein zurück, die stolze Baronin, mit ihrer jugendlichen Tochter, einem hübschen Vermögen und sehr vielem Hochmut. Der Schmerz um den verlorenen Gatten war ein mäßiger, fashionabler, der ihr erlaubte, ihre neue Lage sofort zu überlegen, und das Ergebnis ihrer Reflexionen war die Ueberzeugung, daß es vor allem opportun sei, jetzt auch die wenigen bürgerlichen Beziehungen, die sie noch hatte, aufzugeben.

Sie hatte es sich nämlich zum Grundsatz gemacht, jeder Niederlage eine neue Präntension entgegenzusetzen, und sie sah ihre Wittwenschaft insofern als eine Niederlage an, als das sympathische Wesen ihres sonst ziemlich unbedeutenden Mannes ihr manche der ersehnten Kreise des high-life eröffnet hatte und dieser Faktor nun wegfiel. Durch erneute Ansprüche glaubte sie ihre gesellschaftliche Stellung am besten behaupten zu können. Doch hätte sich diese Ansicht wohl nicht bewährt, wenn ihre siebzehnjährige Tochter nicht einige der väterlichen Eigenschaften geerbt hätte und täglich hübscher geworden wäre. Die alte Gräfin Byelgarde aber hatte das niedliche Püppchen ins Herz geschlossen, und obgleich sie behauptete, der Mlang-Mlang der Baronin verdeckte nicht genügend den angeerbten

Branntweingeruch, so war ihr die Tochter doch ein höchst willkommenes Spielzeug, das ihren Salon schmückte und angenehm belebte. Die Gräfin gehörte zur creme de la creme und war in gesellschaftlicher Beziehung unfehlbar. Ihre Freundschaft glich einem Zauberstabe, der die höchsten Kreise der Stadt öffnete. Diese Kreise waren, wie das in Badeorten häufig der Fall ist, nicht sehr exklusiv. Die Gesellschaft war eine kosmopolitische und nahm es hier nicht so genau, wie es zu Hause in Berlin, Wien, St. Petersburg oder Paris der Fall gewesen wäre.

Die Baronin hatte aber nicht nur eine reizende Tochter, sondern sie war auch mit mancherlei gesellschaftlichen Talenten ausgestattet. Man konnte sie trotz ihrer fünfundvierzig Jahre immer noch eine schöne Erscheinung nennen; sie sang nicht übel, sie sprach mehrere Sprachen und spielte Komödie. Letzteres gelang ihr zwar im gewöhnlichen Leben am besten; allein auch auf den Liebhaberbühnen von K. hatte sie manchen Triumph gefeiert. Ihr Hauptvorzug aber blieb der, daß sie verstand zu empfangen und daß ihr Champagner stets von der ersten Güte war. Die Protektion der alten Gräfin Byelgarde that das übrige.

Sie konnte mit Gemüthung ihre Laufbahn überblicken. Was war nicht alles aus dem als geistlos geltenden Mädchen mit dem Gliederpuppengesicht, der Tochter des bankrotten Branntweinsfabrikanten geworden? Sie hatte durch glücklich gespielte Intrigen das Herz des vermögenden Mannes gerührt, und er hatte sie geheiratet. Durch nicht minder gewandte Intrigen war sie zu einem Titel gekommen, und sie gedachte der Tochter nun gleichfalls eine noch weit glänzendere Partie, als sie selbst gemacht hatte, zu verschaffen.

Ihr Ideal eines zukünftigen Schwiegersohns schien auch bereits gefunden. Es war der junge Fürst Libanon, ein vollendetes mauvais sujet; aber ein echter Fürst und ein echter Millionär. Die beiden letzteren Eigenschaften waren natürlich für die Baronin maßgebend.

II.

„Thusnelde, mein Kind,“ sagte eines Morgens Frau von Grüning zu ihrer Tochter, „du wirst heute mittag unwohl sein müssen.“

„Aber Mama,“ lachte die so Angeredete, „mir fehlt ja gar nichts!“

„Unterbrich mich nicht! Wir nehmen an, du habest gestern eine Migräne gehabt und dich noch nicht ganz erholt. Du wirst auf dem Sofa im Boudoir ruhen, und wenn ich dir Besuch bringe, nicht aufstehen. Ein für diesen Zweck passendes neues Morgenkleid, das ich dir bestellte, ist vorhin angekommen, und ich denke, wir wollen es gleich probieren.“

Sie schellte und gab der erscheinenden Jose den Auftrag, das frag-



Sträßentouletten. (Beschreibung Seite 279.)

liche Morgenkleid zu bringen. Es war wirklich reizend. Ein kleines Wunderwerk aus Batist, Spitzen und Bändern. Thuisnelde war entzückt. Um diesen Preis wäre sie den ganzen Tag unwohl gewesen, wenn es die Mama gewünscht hätte. Und dann sah es so vortrefflich, und man sah darin noch um einige Grad reizender aus als gewöhnlich. Da die Baronin nie spontan handelte, sondern immer eine zum voraus studierte Rolle spielte, so mußte sich auch die Tochter diesem Prinzip fügen, und es fand nun eine Art Generalprobe statt.

Harmlos und ungezwungen sollte Thuisnelde, auf den Rissen hingehoffen, einer müden Blume gleichen. Bei der ersten Bewegung hatte jedoch eines der niedlichen Miniaturfüßchen zum Vorschein zu kommen. Die natürlichen Vorzüge der kleinen Blondine wurden ins rechte Licht gestellt, der Gesichtsausdruck und das übrige dagegen nur ganz allgemein berührt; denn die erfahrene Mutter wußte wohl, daß die Jugend durch unbefangene Natürlichkeit weit eher siegt, als durch die raffinierte Kofetterie. Daß sie dennoch die Scene vorbereitete und ihre Tochter instruierte, war die Folge ihrer Liebhaberei für Komödie. Durch Komödie hatte sie schon so viel erreicht, ein bißchen Komödie mußte also doch dabei sein. Und es galt ja, den ersten Zug zu führen in dem kühnen Unternehmen, den Fürsten Libanon für ihre Tochter zu gewinnen; es galt, ihm, dessen Besuch für den Nachmittag erwartet wurde, die nunmehr erwachsene Tochter, die er nur als Kind gekannt hatte, auf originelle Art vorzustellen. Auf eine Art, die gewissermaßen Eindruck machen sollte auf den bereits etwas blasierten Lebemann.

Im Boudoir selbst war, wie überhaupt in sämtlichen Salons der neuen Baronin, alles alt: alte Rokomöbel, alte Bilder, alte Nippfächer, alte venetianische Spiegel, alte flandrische Portieren, alte Meißener und Frankenthaler Porzellanfiguren — nur die kleine Thuisnelde war jung, war modern. Der Kontrast erschien reizend und machte die strahlende Jugendfrische des erblühenden Mädchens doppelt frappant. Einem riesigen Veilchenstrauch in einer Delfter Schale entströmte ein zugleich erfrischender und berauscher Duft, große Fächerpalmen und Blattpflanzen schmückten da und dort den traulichen Raum, und ein grau und roter Papagei am Fenster, der „Vive le roi!“ rufen konnte, war ein lebendiges Dekorationsstück, das zum Ganzen ausgezeichnet paßte. Frau von Grüning war nicht nur Schaupielerin, sondern auch Dekorateurin, Sammlerin und Kennerin von Antiquitäten. Auf letztere Eigenschaft, als auf die fashionableste, bildete sie sich am meisten ein; doch war sie auch von der Vortrefflichkeit der übrigen vollständig überzeugt.

Thuisnelde war zu jung, zu unerfahren und infolge ihrer Erziehung zu oberflächlich, um nicht ein willfähiges Werkzeug in den Händen der Mutter zu sein. Ihre ganze Erziehung war nur auf gesellschaftliche Erfolge berechnet gewesen, und man hatte ihr so oft gesagt, daß Rang und Reichthum auf dieser Welt alles seien, das einzige Ziel, nach dem zu streben wirklich der Mühe wert sei, daß sie es schließlich beinahe glaubte. Nur manchmal, wenn sie weit oben im Garten allein war, wenn die Vögel sangen, die Blumen um sie herum dufteten und die Frühlingslüfte sie so verführerisch umwehten, erfaßte sie ein eigenartiges Sehnen, eine Sehnsucht in die Ferne, hinaus in die Welt, weit fort, weit fort, dem Glück entgegen, und es schien ihr dann, als ob sie es hier nimmer finden könnte, nimmer auf dem ihr von der Mutter gezeigten Wege. Doch diese Gefühle, diese Gedanken waren alle zu unbestimmt; nichts erlaubte ihr, sie weiter zu bauen, und wenn sie wieder hinunter mußte und von Gesellschaften, Theater, Toiletten und seltenen Dekorationsstücken die Rede war, da dachte sie nur noch an ihre Garten-träumereien, wie an ein unverstandenes Märchen, an verflungene Melodien, und bald dachte sie gar nicht mehr daran.

III.

„Seine Durchlaucht der Fürst von Libanon,“ meldete der Diener, und mit dem gewinnendsten Lächeln der Welt raufchte die Baronin dem willkommenen Gaste entgegen, der ihr galant die Hand küßte und sie zum Sofa geleitete.

Der junge Fürst war erst fünfundsiebenzig Jahre alt, eine elegante Erscheinung mit feinen, aristokratischen Zügen, schönen, aber etwas müden Augen und einem kühnen, ins Rötliche spielenden Schnurrbartchen, dem er viel Aufmerksamkeit und Pflege angedeihen ließ. Im übrigen hatte das Gesicht des jungen Mannes zwar durchaus keinen unmännlichen Ausdruck, doch ein Physiognomiker hätte darin vielleicht einen gewissen Grad von Charakterschwäche gelesen.

„Schön, daß Sie Wort gehalten haben, mein lieber Fürst. Doch nun erzählen Sie. Was macht Paris? Entzückt Sie die unvergleichliche Sarah noch immer? Schwärmen Sie nach wie vor für die sabotiere der glutäugigen Rosita?“

„Ich schwärme für alles Schöne, in welcher Gestalt es sich auch zeige. Auch zu Ihren Füßen, Baronin, huldige ich meiner Gottheit.“

„O, reizend! Doch ich kann das Kompliment leider nicht auf mich beziehen. Wohlerhaltene Antiquitäten, wie ich eine bin, könnten höchstens den Sammler interessieren. Doch das sind Sie ja, Fürst! Wie ist es denn jenen beiden berühmten Savres-Bäsen der Sammlung Double ergangen? Gelang es Ihnen, diese Prachtstücke zu erwerben?“

„Ich hatte mächtige Rivalen, doch es gelang mir.“

„Ich gratuliere von Herzen. Sie sind ein Glückskind, Fürst, der Mann des Erfolgs! Auch ich war seither imstande, einiges Neue zu erwerben. O, nichts, das Ihren wunderbaren Bäsen gleichkäme. Nur einige mythologische Figuren, Ludwigsburger Fabrikat.“

„Die doch nachgerade höchst selten werden.“

„Sie sollen meine Schätze sehen.“

„Dann, gnädigste Frau, hoffe ich vor allem Ihre kleine Thuisnelde wiedersehen zu dürfen.“

„Gewiß, als moderne Kornelia werde ich Sie vor allem zu diesem, leider noch etwas ungeschliffenen Edelsteine führen. Mein Wildfang war wieder undorftig, tanzte zu viel und hat richtig eine kleine Erkältung davongetragen. Muß jetzt mit Zimmerarrest dafür büßen. Doch wir wollen die Kleine mit Ihrem Besuche überraschen. Wie wird sich das arme Kindchen freuen! Sie sprach oft von Ihnen. Ihren Arm, lieber Fürst.“

Und die geschäftig gewordene Baronin schritt plaudernd, scheinbar unbefangen und heiter, dem am andern Ende des Salons gelegenen Boudoir zu. Innerlich freilich war sie anders gestimmt und sah nicht ohne Bangigkeit dem Momente entgegen, wo der Fürst das zur Jungfrau erblühte Kind wiederfinden sollte.

Wer aber beschreibt das Entsetzen der fürsorglichen Mutter, als sie ihre Thuisnelde keineswegs in der vorgeschriebenen Lage vorfand!

Das lebhaft junge Mädchen hatte sich zwar zuerst regelrecht ausgestreckt und sich mit der Unterhaltung ihres Mopses begnügt, doch bald kam sie auf andere Gedanken. Sie dachte sich, daß man ihr neues Morgenkleid mit nur wenig Aenderungen leicht in das Kostüm der Kokoschäferin verwandeln könne, die ihr gegenüber aufgestellt war, und daß es hübsch sein müsse, einem lebendig gewordenen Meißener Figürchen zu gleichen. Sie machte sich sofort an die Arbeit, und mit Hilfe einer Anzahl von Stecknadeln hatte sie sich rasch nach Wunsch umgewandelt. Sie war sehr befriedigt.

Um jedoch ganz dem vor ihr stehenden Modelle zu gleichen, mußte sie ein Lamm am blauen Bande führen. Es war nun allerdings kein solches vorhanden, aber der Mops hatte seiner Herrin gegenüber stets ein sehr sanftes Naturell entwickelt, und mit Anwendung einer gehörigen Quantität poudre de riz hoffte sie ihn ganz ebenso glücklich zu metamorphosieren, wie sich selbst. Es gelang auch anfänglich vortrefflich; doch regelmäßig, wenn sie dachte, er sei weiß genug, schüttelte sich der Mops, und die Farbe der Unschuld verfloß in der Luft. Sie mußte sich wirklich mit einem grauen Lamm begnügen.

Als sie nun eben vor dem großen Spiegel stand und versuchte, die etwas gezierte Stellung der Schäferin zu imitieren, trat die Mutter am Arme des Fürsten ein.

An die beiden hatte sie allerdings nicht mehr gedacht. Mit einem Schreckensruf entfloß sie in die entgegengesetzte Richtung, den gepuderten Mops zurücklassend. Dieser konnte die Situation nicht begreifen und fing heftig zu bellan an. Der Fürst lachte, und der Papagei am Fenster, hoch erfreut über die plötzliche Bewegung um ihn herum, schrie aus Leibeskräften: „Vive le roi!“ Die Baronin aber war einer Ohnmacht nahe.

IV.

Am darauffolgenden Morgen hatte sich alles in Harmonien aufgelöst. Frau von Grüning mußte sich gestehen, daß ihr berechnete Scene im Effekt weit hinter der unberechneten ihrer Tochter zurückgeblieben wäre.

Als nach der unternommenen Flucht Thuisnelde dennoch zu erscheinen hatte und hocherröthend, mit halb verlegenem, halb schelmischem Lächeln dem Fürsten entgegentrat, war sie reizend in ihrer frischen Natürlichkeit. Die Baronin sah mit höchster Befriedigung, wie der gleichgiltige Blick des Lebemanns aufleuchtete und wie dieser im Gespräch mit ihrer Tochter nach und nach lebhaft wurde und offenbar großes Wohlgefallen hatte an der naiven Kleinen mit den tollen Einfällen. Die beobachtende Mutter nahm sich vor, von nun an die Tochter nur noch im großen zu leiten, wie ein Feldherr, der zwar den Angriffsplan vorschreibt, das Gesecht selbst aber den jugendlichen Truppen allein überläßt.

Nur der Mops blickte nicht mit Gemüthung auf den vergangenen Tag zurück. Er hatte sich durch Lecken des poudre de riz einen Husten zugezogen, wurde dann von seiner schönen Herrin höchst eigenhändig gebadet — ein Vorzug, den er nie zu schätzen gewußt — und da er auch dann noch hustete, mußte er einnehmen, was ihm noch viel weniger behagte. Seine Herrin aber beschloß, die veloutine Fay nicht mehr auf ihren Liebling anzuwenden, sondern der Mama den ausschließlichen Gebrauch derselben zu überlassen.

Obgleich nun die Baronin sehr zufrieden war, so unterschätzte sie keineswegs die Schwierigkeiten, die sich einer solchen Verbindung entgegenstellen würden; aber sie war gewohnt, Hindernisse erfolgreich zu bekämpfen, und voll Vertrauen auf die Jugendfrische und das ammutige Wesen Thuisneldens. Vorerst beschloß sie, unter dem Vorwand, ihre Tochter endgiltig in die Gesellschaft einzuführen, viele Einladungen zu geben und anzunehmen, und zwar mit besonderer Berücksichtigung derjenigen Familien, die in Beziehungen zu dem Fürsten und dessen Eltern standen. Sie verdoppelte ihre Lebenswürdigkeit gegen alle, und wo sie dachte, daß mit Schmeicheleien etwas zu erreichen wäre, schreckte sie auch vor diesen nicht zurück.

Von Thuisnelde verlangte sie dagegen nun nichts mehr, als heiter, unbefangen und hübsch zu sein. Sie sah ein, wie verfehlt es gewesen wäre, diese in ihre Pläne einzuweihen und ihr die Harmlosigkeit zu rauben. Außerdem bemerkte sie, daß Thuisnelde anfang, in vielen Dingen nicht mehr das Kind zu sein, das sie bisher gewesen. Sie wäre vielleicht auf einen Widerstand gestoßen, der alles verdorben hätte. Thuisnelde hatte im Grunde eine gesunde Natur und einen gewissen instinktiven jungfräulichen Stolz. Sie wäre schwerlich

zu bewegen gewesen, auf die Jagd nach einem Bräutigam zu gehen. Frau von Grüning hatte Mühe genug gehabt, nach dem ersten Besuche des Fürsten der urplötzlich inquisitorisch gewordenen Tochter die Fragen und Zweifel auszureden. Sie wollte sich dem nicht von neuem aussetzen.

In kurzer Zeit hatten die Sommerfaison und die Bemühungen der Baronin es dahin gebracht, daß sich Thuisnelde in einem wahren Strudel von Vergnügungen befand und sehr oft Gelegenheit hatte, den Fürsten zu sehen und zu sprechen. Ihr Auftreten in weiteren Kreisen erregte Sensation. Sie war zweifellos die erste Schönheit von A. geworden, denn ihre jüngst noch so kindlichen Züge entwickelten sich zum herrlichsten Ebenmaße, und wenn der ganze Charakter ihrer Schönheit auch noch etwas Naives hatte und keineswegs ein klassischer genannt werden konnte, so war er darum auch mehr dem modernen Geschmack entsprechend und erregte die ungetheilte Bewunderung der ganzen Männerwelt.

Frau von Grüning war mit Entzücken Zeuge der gesellschaftlichen Erfolge ihrer Tochter, und der feinen Beobachtung der weltgewandten Frau entging es auch nicht, daß der Fürst ein immer lebhafteres Interesse an dem jungen Mädchen nahm. Freilich konnte man dasselbe von vielen anderen jungen Männern der Gesellschaft auch sagen. In der allgemeinen Huldigung wurde die des Fürsten von weniger scharfen Beobachtern wohl nicht mehr bemerkt, als die Aufmerksamkeit der übrigen Kavaliere.

Der Fürst hatte reichlich Gelegenheit, eifersüchtige Regungen zu bekämpfen, und die Wahrnehmung, daß dies thätlich öfters der Fall war, erfüllte die Baronin mit ganz besonderer Befriedigung. Allein sie vermied doch sorgfältig alles, was als ein besonderes Entgegenkommen ihrerseits ausgelegt werden konnte. Der Schein sollte gewahrt werden. Auch wußte sie ja, daß eine Feuerprobe der Unruhe und des unerwiderten Verliebtseins die Fessel nur um so stärker schmieden werde.

Es war ihr bisher gelungen, jeden Versuch des Fürsten, mit Thuisnelde ungestört allein zu sprechen, auf unauffallende Weise direkt oder indirekt zu vereiteln; doch war sie vollständig mit sich einverstanden, diese strenge Ueberwachung sofort aufzugeben, sobald sie den richtigen Moment gekommen glaubte.

Sie fühlte sich glücklich inmitten dieser kleinen Intriquen. Es war ganz ihr Feld. Sie spielte Komödie und soufflierte den Mitspielenden ihre Rollen — wenigstens bildete sie es sich ein; denn jedem hatte sie eine besondere Aufgabe zuerteilt, und alle sollten unbewußt dahin wirken, daß die Komödie mit einer Heirat endige. Sogar die alte Gräfin Wjeldgarde mußte hierzu beitragen.

Diese bewohnte im Sommer ein Landgut in der Nähe von A., auf dem sie sich gewöhnlich sehr langweilte. Sobald ihr erster Enthusiasmus für Natur und Landwirtschaft verrauch war, dachte sie nur noch daran, ihre Einsamkeit durch Heranziehung angenehmer Besuche zu erheitern. Thuisnelde, die früher oft längere Zeit bei ihr zubrachte, durfte dieses Jahr die Einladung unter einem beliebigen Vorwande nicht annehmen; dagegen ward versprochen, recht oft zu ihr hinauszufahren.

Frau von Grüning vereinigte durch solche Ausflüge das Angenehme mit dem Nützlichen. Durch ihre Besuche verband sie sich die gelangweilte alte Dame, und da sie freie Hand besaß, andere Gäste mitzubringen, so war dies auch ein erwünschter Anlaß, dem Fürsten und Thuisnelde Gelegenheit zu ungezwungenerem Verkehr zu geben.

Doch nicht zu jedem Besuche, den sie machte, wurde er geladen. Das hätte auffallen können. Sie richtete es auch immer so ein, daß ihr char-à-banc gleich eine ganze Ladung Gäste mitbrachte und daß durch gemeinsame Spiele schon der Versuch zu einer Isolierung sehr eschwert wurde.

Und der junge Fürst war verliebt, wirklich verliebt. Die scheinbare Gleichgiltigkeit der schönen Thuisnelde, die Schwierigkeit, ungestört mit ihr zu plaudern, die begeisterten Huldigungen, die ihr dargebracht wurden — alles wirkte zusammen, um seine leidenschaftliche Natur zu erregen und Gefühle hervorzurufen, welche zwar nicht die waren, so „der ersten Liebe gold'ne Zeit“ begleiten, aber doch zum mindesten eine gelungene Reproduktion derselben.

Der Klub hatte seine Anziehungskraft auf den jungen Mann verloren, er wurde einsilbig — seine Freunde nannten es mürrisch —, liebte es, sich abends in der Einsamkeit zu ergehen, und während er seine Cigarette rauchte, Philomela seufzen zu hören. Ja, er ging so weit, zu versuchen, den holden Gegenstand seiner Schwärmerei in einem Gedichte zu besingen — ein Symptom, das auf die Gefährlichkeit des Falles schließen ließ, denn von einem dichtenden Sprößling der Libanon wissen auch die ältesten Chroniken nichts zu berichten.

Thuisnelde hatte unterdessen längst bemerkt, daß der junge Fürst ihr eine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, und es hatte diese Bemerkung durchaus nichts Unangenehmes für sie. Im Gegentheil, sie fühlte sich geschmeichelt, daß er gerade sie so auszeichnete. Er war ein hübscher Mann, ein höchst unterhaltender Gesellschafter und ein ausgezeichnete Tänzer. Daß er zufällig auch noch Fürst war, schien ihr nebensächlich. Im übrigen machte sie sich keinerlei Gedanken, und unterließ es nach wie vor, ihn durch besondere Gunstbezeugungen zu ermutigen. Ein Umstand, der sie, wie gesagt, dem Fürsten doppelt begehrenswert erscheinen ließ.

So zog sich denn das Netz, in welchem der glänzende Paradiesvogel gefangen werden sollte, immer enger über diesem zusammen.

(Fortsetzung folgt.)



**Fürstin Metternich
und die Wiener Ausstellung.**

Nachdruck verboten.

Je öfter und eingehender man das eigenartige Museum in der Rotunde des Wiener Ausstellungspalastes besichtigt, umso mehr drängt sich die Ueberzeugung auf, daß die Sammlung aller dieser kostbaren Kulturschätze nur durch einen ganz ungewöhnlichen Fleiß, aber auch nur durch einen besonderen Einfluß ermöglicht wurde. Wer überdies den Chic und die unlegbare Eleganz ins Auge faßt, die diese ganze Musik- und Theaterausstellung auszeichnen, dem wird es unschwer klar werden, daß hier ein Werk geschaffen wurde, an dessen Zustandekommen geistvolle Frauen einen wesentlichen Anteil haben müssen.

Dies entspricht nun auch voll den Thatsachen, denn als die geistige Urheberin der gesamten Ausstellung ist ja allgemein die Fürstin Pauline Metternich bekannt; aber nur die Eingeweihten wissen, mit welchem außerordentlichen Ernste, mit welcher diplomatischen Klugheit, mit welcher zähen Ausdauer die Fürstin seit Jahr und Tag an der Verwirklichung ihrer ebenso genialen als reizenden Idee gearbeitet hat. Sie ist offiziell die Ehrenpräsidentin, in Wirklichkeit aber die Seele und das unablässig treibende Element der Ausstellung. Es kann hier nicht der Platz sein, den mannigfachen Schwierigkeiten, der teils offenen, teils versteckten Schikanen zu gedenken, mit welchen der Plan der Fürstin Pauline lange Zeit zu kämpfen hatte. Wie jede bedeutende Persönlichkeit, so hatte auch die Fürstin Metternich ihre Gegner; allein ihr angeborener Takt und ihre persönliche Klugheit ruhten nicht, um die Klippen und Hindernisse allgemach zu umschiffen; sie brachten auch das Wunder zustande, daß die Gegner schließlich die Waffen streckten und teilweise sogar in das andere Lager übergingen.

Die Verdienste der Fürstin Metternich um die jüngste Wiener Ausstellung lassen sich nicht in einzelnen Zügen würdigen. Wir wollen nur den hauptsächlichsten derselben gerecht zu werden suchen, und da muß vor allem das eminente Organisations-talent dieser Frau hervorgehoben werden. Bekanntlich erweiterte sich der ursprüngliche Plan, welcher mit einer Gedenkfeier Mozarts verknüpft war, bald zu einem internationalen Ausstellungsbilde, das an Dimensionen in der Folge immer zunahm. Da war es die Fürstin Metternich, die in ihrem Palais einen Kreis hervorragender und in Ausstellungsangelegenheiten wohlbewandelter Männer in häufigen Sitzungen um sich versammelte und so allmählich die Ausarbeitung eines klaren und festen Programms ermöglichte. Sie wußte aber auch Propaganda in einschneidender Weise für das Unternehmen zu machen, und mit klugem Takte versicherte sie sich dabei der Mitwirkung der Frauen der Wiener Gesellschaft, indem sie ein großes Damenkomitee ins Leben rief und an dessen Spitze eine Frau von den liebenswürdigsten Umgangsformen und ausgestattet mit hervorragender Anmut in der äußeren Erscheinung und scharfen geistigen Fähigkeiten stellte. Es ist dies die Gräfin Anastasia Kiekmanssegg, die Gemahlin des Statthalters von Wien. Das Damenkomitee trug nun die Agitation für die Ausstellung in die weiteren Kreise der Bevölkerung, und seine Mitglieder sind gewissermaßen die Schutzgeister der Ausstellung.

Für die praktische Inszenierung des Werkes gewann Fürstin Metternich den Markgrafen Pallavicini, einen in

der Wiener hohen Gesellschaft sehr beliebten Cavalier, der als Präsident der Ausstellung eine sehr beachtenswerte Thätigkeit entwickelte, und als Generaldirektor den wohlverfahrenen Sekretär des „Niederösterreichischen Gewerbevereines“, Dr. Lupiker. Neben diesen Hauptleitern waren noch das von der Fürstin Metternich berufene Preis- und Aktionskomitee im Vereine mit den Mitgliedern der Ausstellungscommission um das Zustandekommen der Ausstellung erfolgreich bemüht. Der Fürstin gelang es aber auch, den Bruder des Kaisers, Erzherzog Karl Ludwig, zur Uebernahme des Protectorates über die Ausstellung zu bewegen, und damit war der letzteren der offizielle Charakter gegeben worden.

Nicht minder unermüdetlich war Fürstin Metternich in der Beschaffung des Garantiefonds. Sie scheute keinerlei Bemühungen und fuhr selbst zu den maßgebendsten Persönlichkeiten, um Zeichnungen für den Fonds zu erwirken. Mit dem ihr eigenen Humor erzählte sie einmal in einer der vielen Sitzungen, welche der großen Arbeit gewidmet waren, wie sie kein Haus in Wien „ausgelassen“ habe, vor dem sie Karpatiden sah. Als nun das Werk im Gange war, da zeigte sich die Fürstin wieder unablässig thätig in der Feststellung aller Einzelheiten, und es giebt wohl keine namhafte Abtheilung in der Ausstellung, die ihr Entstehen nicht vorwiegend dem persönlichen Einflusse der Fürstin zu danken hätte; besonders nach dem Auslande entwickelte sie eine rege Korrespondenz, deren Ergebnis zahlreiche Anmeldungen von kostbaren Museumschätzen aus den fremden Staaten waren. Ueberwiegend war auch die Thätigkeit der Fürstin in Bezug auf die Einteilung des Programms der internationalen Theateraufführungen, und das Gastspiel der Comédie française war ausschließlich ihrer Bemühung zu verdanken. Seit der Eröffnung der Ausstellung selbst ist Fürstin Metternich nicht nur die fleißigste Besucherin derselben, sondern sie ist es auch, welche die so erpiefliche Thätigkeit des Damenkomitees immer wieder durch neue Ideen unterstützt. Der regelmäÙige Damenforso, der der Wiener Geschäftswelt unerwarteten Verdienst bringt, die Blumenpromenade und der Blumenforso sind ausschließlich Schöpfungen der Fürstin.

Daß eine Frau von solchen ungewöhnlichen Fähigkeiten sich einer großen Popularität erfreuen muß, ist leicht erklärlich. In der That zählt „Fürstin Pauline“, wie sie in Wien kurzweg genannt wird, zu den populärsten Erscheinungen der Residenz und bildet, wenn sie in ihrem großen Daumont mit den galonierten Dienern in gelber Livree und gepuderten Perücken durch die Praterallee fährt, stets den Gegenstand spontaner und herzlicher Ovationen. Vor allem aber giebt sie in der Wiener Damenwelt in Bezug auf die Mode den Ton an. Ihre ebenso reichen als geschmackvoll originellen Toiletten erregen häufig Sensation bei öffentlichen Festen. Der Esprit und die leutselig ungezwungene Art der Fürstin Pauline sind so sprichwörtlich, daß wir nur auf die große Rolle zu verweisen brauchen, welche die Fürstin schon am Hofe des dritten Napoleon in Paris gespielt hat.

Fürstin Metternich, die einzige Tochter des originellen, durch seine unerhörten Reiterkünste berühmt gewordenen Grafen Sándor, hat nicht nur das chevalereske Wesen und den Feuergeist ihres Vaters geerbt; sie ist auch durch ihre Verheiratung mit dem Fürsten Richard Metternich, ihrem Oheim, da Graf Sándor eine Stiefschwester des Fürsten Richard geheiratet hatte, in jenen exklusiven Gesellschaftskreis gerückt, der alle ihre glänzenden Fähigkeiten zur vollen Geltung bringen konnte. Dabei ist die ungemein temperamentvolle Frau, obgleich sie

das sechsundfünfzigste Lebensjahr bereits überschritten, von einer Beweglichkeit der Erscheinung und des Geistes, daß sie die ihr wie von selbst gebührende führende Rolle in der Gesellschaft wohl noch lange behaupten wird.

Gedenkt man der Fürstin Metternich als der eigentlichen Hauptstütze der Ausstellung, so wäre es ungerecht, dabei nicht auch der großen Verdienste zu erwähnen, welche sich Gräfin Anastasia Kiekmanssegg und Baronin Therese von Bourgoing als die thätigsten Mitarbeiterinnen der Fürstin erworben haben. Erstere, geboren am 22. Februar 1860 als die Tochter des russischen Gubernialsekretärs von Lebedeff, ist, wie erwähnt, die Gattin des Statthalters von Wien und besieht durch ihre pikante Schönheit und die außerordentliche Urbanität ihres Wesens. Baronin Bourgoing, geboren am 14. Juli 1851 als die Tochter des in der Wiener Finanzwelt so hervorragend thätig gewesenen Grafen Eugen Rinsky, ist die intimste Freundin der Fürstin Pauline und, was die Ausstellung anbelangt, gewissermaßen ihr Generalstabschef. Noch eine andere Dame, deren Name eine schöne Erinnerung an eine frühere Theaterperiode wachruft, soll hier noch genannt werden: Gräfin Prokesch-Dsten, als Friederike Gohmann in unvergeßlicher Erinnerung stehend. Ihr hat die Wiener Ausstellung das hübsche „Grillenzimmer“ mit den amüsanten Reminiscenzen an die schauspielerische Thätigkeit der Gräfin zu danken. Albert Roncourt.

Gedankensplitter.

An fremden Kindern erkennen wir, wie wir die eigenen haben möchten.

Der Frauen schönster Mut heißt Opferwilligkeit.

Nichts wird mehr gepriesen und weniger geübt als die Zufriedenheit.

Oft kürzen uns unsere liebsten Freunde unbewußt die Augenblicke des Glückes.

Geistesgegenwart ist die Seele der Diplomatie.

Vollkommene Pflichterfüllung schließt jedes „Wenn“ und „Aber“ aus.

Es giebt zwei Gattungen Gesellschaftsmenschen, solche, die mehr, und solche, die weniger zu wissen affektieren, als der Wahrheit entspricht. Die letzteren sind die gefährlicheren.

Eine kokette Frau vergiebt wohl eine gewagte Schmeichelei, aber niemals ein Gähnen in ihrer Gesellschaft.

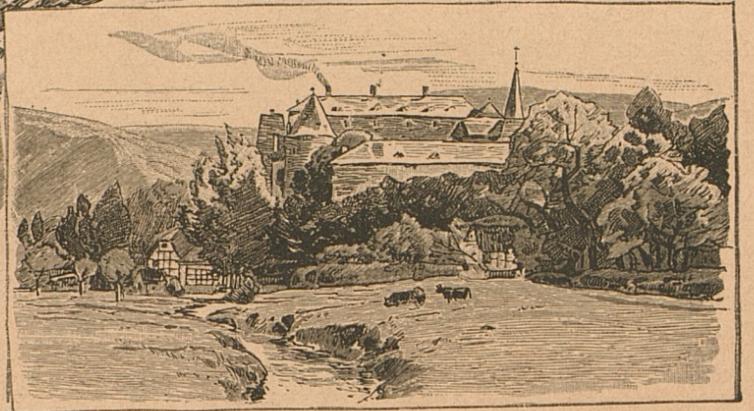
Haben wir einmal Zeit, unseren Gedanken Audienz zu geben, so drängen sich gewiß die unliebsten am hartnäckigsten vor.

Viele Menschen sind beständig auf der Flucht vor sich selbst.

E. R.



Alte Stadtmauer vom Orte Nideggen.



Burg von Unter-Maubach.

Alte Ritterburgen.

(Mit 3 Originalzeichnungen von Otto Strükel.)

Nachdruck verboten.

Außerhalb von den großen Heerstraßen der Kultur im Westen unseres Vaterlandes liegen an dem Ufer der Roer, welche ihren alten deutschen Namen Ruhr in Rücksicht auf ihre westfälische Schwester mit der holländischen Bezeichnung vertauschen mußte, die Trümmer des alten Schlosses Nideggen und eine Stunde entfernt davon die Burg von Unter-Maubach. Beide sind durch eine gemeinsame Geschichte seit ihrem ersten Entstehen miteinander verbunden und teilen auch jetzt ein Schicksal, wie viele ihresgleichen: das der Vergessenheit. Aber gerade da, wo solche Ruinen unter ihrer Epheudecke still von dem Glanze der Vergangenheit träumen, ist oft dem Drie ein treuer Freund geblieben, der stetiger bei ihnen aushielt als das Gedemte der Menschen, das ist die unentweihliche schöne Natur! Sie führt den einsamen Wanderer auch jetzt noch in ihr Reich und läßt ihn mitten im Genuß ihrer Wunder an dem Traum der Vergangenheit teilnehmen.

Hoch auf einer Anhöhe, welche zu den Ausläufern der Eifel gehört, gelegen, ragt Burg Nideggen in das Land hinaus. Der Berg fällt nach drei Seiten zu steil nach dem Thal der Roer hinab und steht nur nach einer Richtung zu mit der dahinterliegenden Hochebene in Verbindung. Eine doppelte Aussicht öffnet sich dem, der von der Höhe herabsehend; nach der einen Seite ist es das von seltsam gebildeten, waldbekränzten Höhen eingeschlossene Flußthal, nach der anderen die weite fruchtbare Ebene des Jülicher Landes. Nicht so hoch,

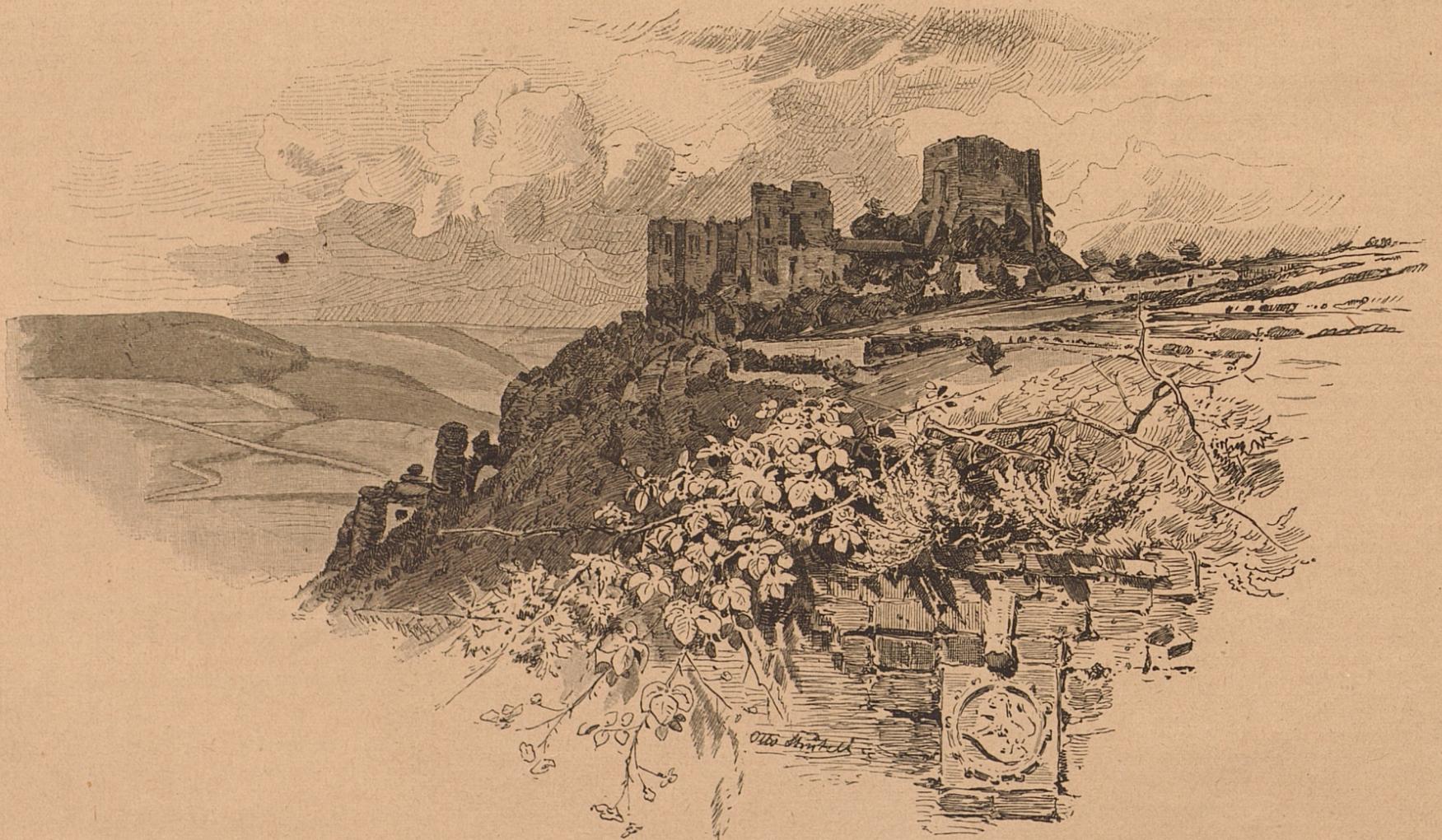
nicht so frei liegt inmitten von Höhen innerhalb des Ortes gleiches Namens die Burg Maubach.

Im Dunkel der Sage verliert sich der Ursprung von Nideggen. Gegenüber dem jetzigen Ort soll die Burg Bergstein einst gestanden haben, deren beide Besitzer, ein Brüderpaar, in Unfriede lebten, weil der eine auf des andern Besitztum neidisch war. Der Beneidete zog endlich, des ewigen Zwistes müde, von dem Hause seiner Ahnen fort und gründete ihm gegenüber eine neue Burg, welche er Neideck nannte. Abgesehen davon, daß die Etymologie eine solche Deutung des Namens zuläßt, war auch die neue Burg wegen ihrer Größe, ihrer geschützten Lage und der Stärke ihrer Befestigungen durchaus geeignet, den Neid nicht bloß des habgierigen Bruders, sondern auch der umwohnenden Ritter und Edlen zu erregen. Wer die feindlichen Brüder gewesen sein sollen, verschweigt die Sage, aber es läßt sich annehmen, daß sie dem Geschlecht der Grafen von Jülich angehört haben müssen, welche im 12. Jahrhundert in jener Gegend Güter erwarben. Damals regierte in der Grafschaft Maubach oder Molbach, zu deren Wildbann Nideggen gehörte, ein Graf Albert, dessen Tochter Alveradis den Grafen Wilhelm II. von Jülich heiratete. Graf Wilhelm soll ein überaus roher und jähzorniger Mensch gewesen sein und seine Gemahlin in schändlicher Weise behandelt haben; der Sage nach soll er letztere einstmals haben mit Honig bestreichen und in einem eisernen Käfig an der Burgmauer aufhängen lassen, den Stichen der Bienen ausgesetzt. Bald aber ereilte die verdiente Strafe den Ruchlosen: als sein Arzt ihn um die Befreiung eines unschuldig in langer Haft gehaltenen Soldaten bat, wies der Graf trotzig das Ansinnen mit den Worten zurück, daß, solange er lebe, der Gefangene nicht erlöst werden würde.

„So wird er also,“ erwiderte der Arzt finster, „schon morgen frei sein!“ Und so geschah es; inmitten seiner wüsten Begehren starb der Graf plötzlich in der folgenden Nacht.

Aus der Ausdehnung der heute vorhandenen Ruinen vermag man noch einige Schlüsse zu machen. Die ursprüngliche alte Burg hatte eine Ausdehnung von nur 300 Fuß Länge und 120 Fuß Breite. Ein 400 Fuß tiefer Brunnen versorgte die Bewohner mit Wasser. Die Arbeit, den vollen Eimer aus der Tiefe hinaufzuziehen, war keine geringe und dauerte über eine Viertelstunde. Alle Amtsunterthanen wurden der Reihe nach zu diesem Geschäft auf das Schloß kommandiert. Ein prachtvoller Bau muß aber der später angelegte große Ritteraal gewesen sein, der sich mit den größten Sälen der Welt messen konnte. Er war 162 Fuß lang und 54 Fuß breit, also etwa so groß wie der Kaiseraal in Aachen und nicht viel kleiner als der Gürzenich zu Köln. Während nach dem Thale zu die steilen Felswände die Burg vor jeder feindlichen Besitznahme schützten, bildete die sich auf der Hochebene an das Schloß anschließende Stadt ein bedeutendes Schutzwerk für jenes. Und wenn die Stadt erobert war, standen die Feinde noch vor der äußeren Mauer, welche in sich den Burgsteden einschloß; hinter diesem aber erhob sich erst die 45 Fuß hohe und 6 bis 8 Fuß dicke Ringmauer der eigentlichen Feste. Und dennoch ist die Burg gefallen; denn der Zahn der Zeit war stärker, als die so oft nutzlos gegen die Mauern geschleuderten Geschosse. Stolz schauen noch die verlassenen Trümmer in das Thal der Roer hinab:

Es zieht ein leises Klagen um dieses Hügel's Rand,
Das klingt wie alte Sagen vom lieben deutschen Land.



Burg Nideggen (rechts das Wappen der Herzöge von Jülich, Kleve und Berg).

Firnis.

Novelle von Olga Wohlbrück.

(Schluß von S. 255.)

Nachdruck verboten.

Abermals waren sechs Jahre vergangen. Kurt von Losnitz war noch immer trotz seiner dreißig Jahre derselbe hübsche „junge Mann“ geblieben mit der korrekten Garderobe und den korrekten Umgangsformen; auch seine Paletots waren, da es ja die Mode wieder mit sich brachte, gleich kurz wie ehemals, und seine Hosiery eben so dünn, wie vor sechs Jahren. Er hatte sich fast gar nicht verändert. Er unterdrückte nur noch öfter das Gähnen, wenn er einen Salon betrat und in Gesellschaft ging. Früher unterhielt er sich noch wenigstens, wenn er selbst sprach, jetzt langweilte ihn auch das.

Aber auch seine Langeweile äußerte sich in einer überaus eleganten, durchaus unverletzlichen Weise, und man behauptete sogar in einigen Salons, daß seine Langeweile „dekorativ“ wirkte. Er tanzte nicht und machte den Frauen nicht den Hof, aber seine elegante Silhouette mußte sich bei den großen Soireen unbedingt sehen lassen, denn ohne Kurt von Losnitz konnte es keine wahrhaft elegante Gesellschaft geben.

Und so stand denn Kurt von Losnitz von 11 bis 12 Uhr abends stets im Thürhahmen irgend eines Salons, die weißen Hände über den Chapeau-claque gekreuzt, die Augen wie träumerisch, aber im Grunde gedankenlos über die Gäste hinweg in die Flammen des Kronleuchters gerichtet. Nur selten

haben, Herr von Losnitz!“ sagte Edith mit leisem Spott und reichte dem sie tief Grütelnden die fein behandschuhete Rechte. „Seltzam, daß wir uns nicht in Paris begegneten, oder in Nizza — Sie pflegten ja früher öfter dorthin zu verreisen,“ setzte sie fort, da er immer noch befangen schwieg.

Sie verabschiedete mit einer leichten Kopfneigung die beiden Herren, die an ihrer Seite standen, und lud Kurt mit einer freundlichen Handbewegung ein, auf einem Puff neben ihr Platz zu nehmen.

„Ich hätte Sie kaum erkannt, so sehr haben Sie sich verändert,“ hob Kurt nach einer kleinen Pause an und ließ seine Blicke mit unverhohlener Bewunderung über die schöne Gestalt schweifen.

Edith lächelte. „Mein Gott, ich bin eben um sechs Jahre älter geworden.“

„Um sechs Jahre schöner,“ entgegnete Kurt.

Edith zuckte die Achseln. „Jetzt bin ich am Abend schön, vor sechs Jahren war ich es am Tage.“

Kurt machte ein so ungläubiges Gesicht, daß Edith auflachte. „Es ist wirklich wenig schmeichelhaft für mich, daß Sie sogar nicht mehr wissen, wie ich vor sechs Jahren ausgesehen. Da haben wir Frauen doch ein besseres Gedächtnis.“

Es lag nichts Absichtliches in den letzten Worten, aber Kurt empfand dieselben beinahe wie einen Vorwurf.

„Ich höre mit Vergnügen, daß Sie sich wieder hier angesiedelt,“ lenkte Kurt das Gespräch ab.

„Ja, ich habe mich in Paris nie recht wohl gefühlt, es zog mich zurück in meine deutsche Heimat und in die Nähe

darauf verließ er die Gesellschaft, aber nicht gelangweilt wie sonst, sondern erregt, ja mehr als das — aufgeregt.

Wie hatte die bescheidene, anspruchslose kleine Edith diese sicher aufstrebende, vornehme Weltbühne werden können? Und mit welchem Chic sie sich kleidete; welche unnachahmliche Grazie in all ihren Bewegungen lag! Wie hatte sie nur einen Mohrenthal heiraten können, sie, die doch würdig gewesen wäre, einem Prinzen von Geblüt die Hand zu reichen! Wie konnte nur ein Mohrenthal, bloß wegen seiner paar Millionen, das unverkämte Glück haben, zu einer solchen Frau zu gelangen! Daß er selbst vor sechs Jahren dieses unverkämte Glück von sich gestoßen, vergaß er ganz.

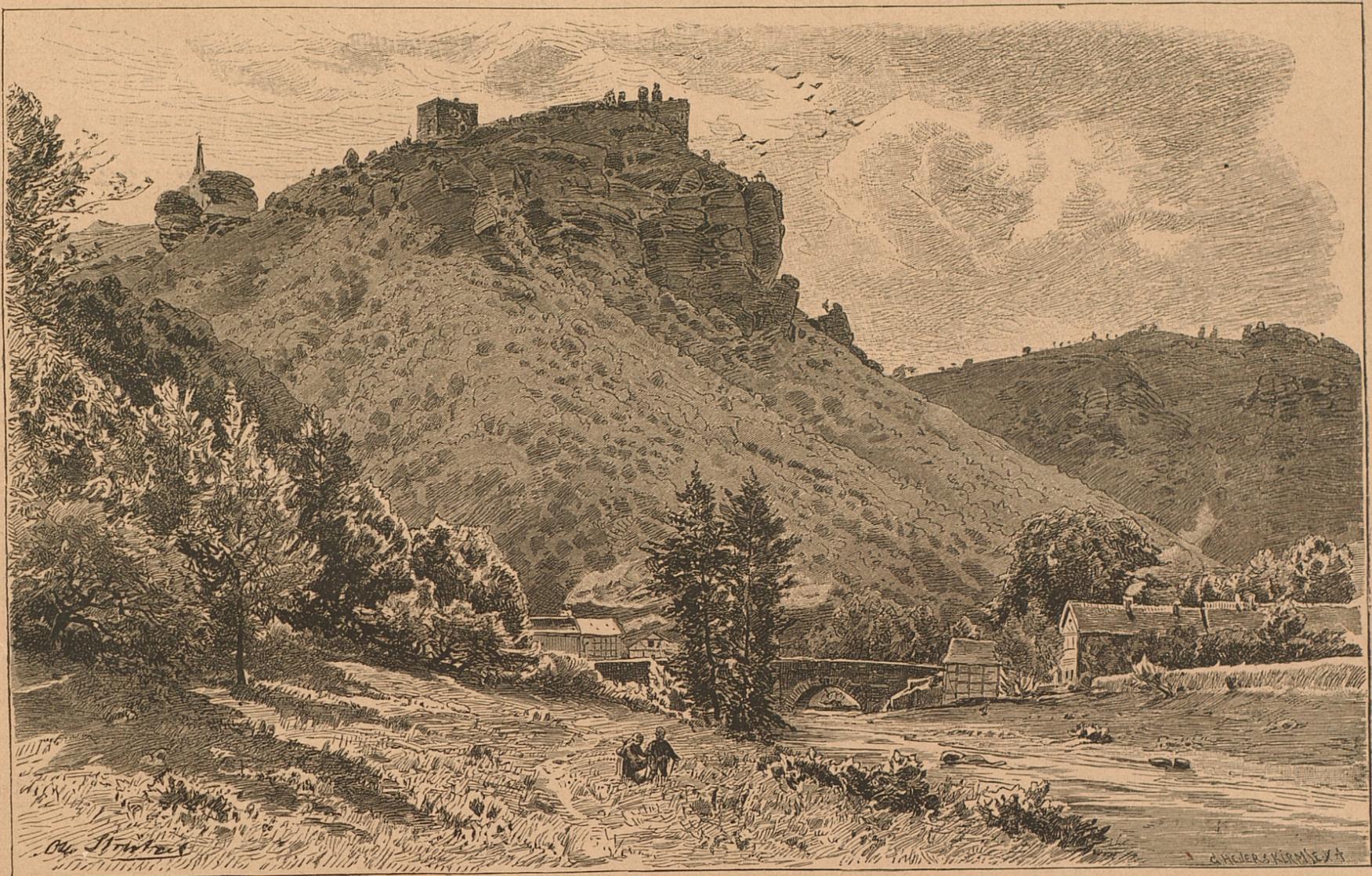
Am nächsten Mittwoch, um die gegebene Zeit, verfügte er sich zu Edith. Sie bewohnte allein ein niederes, villenartiges Gebäude, im Stile der kleinen Pariser Hotels.

Ein Diener in diskreter Livree öffnete ihm die Thüre, ein anderer, in schwarzen Kniehosen und Eskarpins führte ihn in einen kleinen Salon, der mit seinen stoffüberzogenen hellrosa Wänden und den zierlichen, dabei kostbaren Möbeln einer wahren Bonbonniere glich. Bei Kurts Eintreten erhob sich Edith, ging ihm einige Schritte entgegen und stellte ihn dann den im Salon Anwesenden vor. Dann wurde vom Diener ein Tischchen herangerollt, auf dem ein silberner, kochender Samowar stand, nebst anderem Theegerät.

„Ich bereite den Thee immer selbst — eine alte Gewohnheit, wie Sie wissen,“ wendete sich Edith an Kurt.

„Und Sie bereiten ihn vortrefflich!“

Er sah in diesem Augenblicke plötzlich das kleine enge



Das Roerthal mit Aldeggen.

vermochte irgend eine Persönlichkeit seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Es war seine Spezialität, sich für niemanden zu interessieren als für sich selbst.

Auch jetzt stand er da, wie immer teilnahmslos, über die wogende Menge hinwegblickend, als eine weiche, klangvolle Frauenstimme in unmittelbarer Nähe an sein Ohr schlug und gleich darauf eine hohe, üppige Frauengestalt in enganliegenden, tiefausgeschnittener Sammetrobe an ihm vorbeiglitt.

„D nein, nein, ich tanze nicht,“ sagte sie zu zwei an ihrer Seite schreitenden Herren und ließ sich dann in einer palmenüberwölbten Nische in einen behaglichen Sessel nieder.

Kurt stand wie festgebannt und konnte die Augen nicht von den ihm einst so vertrauten Zügen wenden.

„Edith — ist das wirklich Edith?“ murmelte er vor sich hin. „Sagen Sie, bitte, ist diese Dame in schwarzer Sammetrobe nicht Fräulein von Geldern?“ fragte er einen jungen Mann, der neben ihm stand.

„Nicht, daß ich wüßte. Ich kenne die Dame als eine Frau Mohrenthal. Sie hat früher mit ihrem Manne in Paris gelebt, hat sich aber, seitdem sie Witwe geworden, hier angesiedelt. Ihr Mann war eine Finanzgröße ersten Ranges.“

„Mohrenthal —“ wiederholte Kurt von Losnitz verblüfft. „Wah! Sie haben eben eine Mesalliance geschlossen. Soll ich mich ihr nähern oder nicht?“ dachte er. „Armes Ding, wird sich wohl sehr genieren.“

Aber plötzlich wurde er verlegen, denn Ediths Blicke waren im Umhergehen an ihm haften geblieben, und ein leises, kaum merkliches Lächeln umspielte ihre Lippen. Es war klar, dieses Lächeln war eine stumme Aufforderung. Kurt von Losnitz schob in nervöser Hast seinen Claque unter den Arm und trat eiliger, als es sonst seine Gewohnheit war, zur schönen Frau heran.

„Das ist hübsch von Ihnen, daß Sie mich nicht vergessen

unseres einstigen Gutes, in dem meine Mama jetzt wieder residiert. Die Stadtlust bekam ihr gar nicht, sie kränkelte beständig, bis ich durch meine reiche Verheiratung es ermöglichen konnte, meinem leidenden Mütterchen das Landgut wiederzugeben. An das Gut werden Sie sich gewiß noch erinnern.“

„Gewiß, als ob ich erst gestern dort gewesen wäre,“ entgegnete Kurt.

Edith lächelte abermals mit ihrem feinen, spöttischen Lächeln. „Und doch sind es zwölf Jahre her, daß Sie es zum letztenmal betreten.“

„Gnädige Frau vergessen eben, daß sich meine schönsten Erinnerungen an jene Zeit knüpfen!“

„So — wirklich?“ klang es maßlos erstaunt zurück.

Kurt von Losnitz war in diesem Augenblicke beinahe bewegt, und es durchschauerte ihn eigentümlich bei dem Gedanken, daß dieses schöne, stolze Weib einst in Thränen gelöst an seiner Brust gelegen, daß er von diesen weichen schwellenden Lippen, einst einen Kuß empfangen, in welchem sich ihm die ganze Seele des Kindes zu eigen gegeben. Wer durfte sich rühmen, der schönen Frau so nahe gestanden zu sein?

„D, Edith, ich habe oft, oft an Sie gedacht,“ sagte er leise. „Ich an Sie ebenfalls,“ entgegnete Edith, „und ich habe mir manchenmal gewünscht, Ihnen wieder zu begegnen.“

„Darf ich hoffen, daß diese Begegnung nicht die letzte bleibt,“ fragte Kurt bedeutungsvoll.

Edith zögerte einen Moment mit der Antwort. Aus ihren Augen blickte etwas wie Spott, aber ihre Stimme klang lebenswürdig, fast herzlich, als sie sagte: „Sie werden mir stets willkommen sein, Herr von Losnitz. Ich empfangen jeden Mittwoch von vier bis sechs.“

Sie reichte ihm die Hand mehr zum Kuß, als zum Druck, und Kurt fühlte, daß die Audienz beendet.

Er erhob sich, grüßte tief und zog sich zurück. Bald

Stübchen vor sich mit dem brodelnden Theekessel auf dem Tisch und dem kleinen sonntäglichen Napfkuchen.

„Aber ich bin recht unaufmerksam, Herr von Losnitz. Vielleicht nehmen Sie vorher ein Gläschen Madeira oder Tokayer mit einem Sandwich?“

Edith war aufgestanden und hatte sich einer Servante genähert, auf der alle nur erdenklichen Delikatessen und feinen Weine aufgestellt waren.

Kurt folgte ihr. Er wollte nichts zu sich nehmen, sondern nur einen Blick in den nächsten Raum werfen, der von dem Vobouir durch eine kunstvoll geraffte Portiere getrennt war.

„Sie wohnen ja fürstlich!“ sagte er und schob die seidenen Draperien ein wenig zur Seite.

„D bitte, wollen Sie nicht näher treten, Sie finden in diesem Saal eine alte Bekannte wieder.“

Kurt sah sich bewundernd in dem großen, prächtig ausgestatteten Raume um. Ein mittelgroßes Bild, das mit seinen fatten Farben aus einem kostbaren Rahmen geradezu hervorleuchtete, fesselte zu allererst seine Aufmerksamkeit.

Er hielt sich noch immer für einen „Kunstkenner“ und rief mit aufrichtigem Entzücken: „Wo haben Sie dieses Meisterwerk her? Das ist ja ein ganz wunderbarer Kopf und — er wurde plötzlich stutzig und sah Edith scharf an — „merkwürdig — er sieht Ihnen ähnlich!“

„So finden Sie es jetzt auch?“ fragte Edith mit harmlosem Lächeln. „Damals, vor sechs Jahren, fanden Sie ebenfalls eine gewisse Ähnlichkeit zwischen dem Bild und mir heraus. Sie erinnern sich doch — die Lombardin — das alte Bild, das Ihnen Mama zeigte, bei Ihrem letzten Besuch.“

„Die Lombardin, die Lombardin,“ wiederholte Kurt verwirrt, daß ihm sein Kunstkennerum plötzlich im Stiche gelassen, „ist denn das wirklich dasselbe Bild?“

Edith nickte. „Ja wohl.“

„Es hat sich ebenso verändert, wie Sie, Edith.“
„D nein, lieber Freund, es ist bloß — Ihrem Räte gemäß — gefürnft worden!“

Es war der erste Winter, in dem sich Kurt von Losnitz nicht langweilte. Kurt von Losnitz liebte. Er liebte mit glühender Leidenschaft seine einstige Spielgefährtin — was namenlos sentimental war, er liebte die verwitwete Frau Bankier Mohrenthal, was durchaus nicht „standesgemäß“ war. Er verdamnte seine Liebe, aber er fand immer weniger die Kraft, gegen sie anzukämpfen.

Diese Liebe ließ ihm kaum noch Zeit und Muße, an sich zu denken, er ging völlig auf in seiner Empfindung, und zugleich mit dieser Empfindung wuchs auch der Glaube in ihm, daß er noch ein Recht habe an das schöne Weib, das ihm einst als Mädchen angehört mit ganzer Seele. Er dachte und fühlte nur eines, daß Edith sein werden mußte. Er liebte in ihr weniger sie selbst, als seine zukünftige Frau.

Alle Huldigungen, die ihr dargebracht wurden, faßte er wie ein Kompliment für sich selbst auf. Er berauschte sich an den Schmeicheleien, die sich an sie herandrängten, und weidete sich an jeder Toilette, jedem Schmuckstück, das ihre Schönheit noch siegreicher hervorhoben ließ. Manchmal wußte er nicht, ob er Edith liebte, oder den Rahmen, von dem sie umgeben war. Dann wieder schien ihm beides unlöslich mit einander verbunden, und er hätte am liebsten einen prunkenden Altar errichtet, vor dem er weit sichtbar für alle Edith anbetete.

Seine Leidenschaft für die schöne Frau ward bald für niemanden ein Geheimnis mehr, ebensowenig wie die Thatsache, daß Frau Mohrenthal einst seine Braut gewesen. Er drapierte sich mit der Liebe zu seiner einstigen Braut, wie mit einem schönen Mantel, und allmählich bildete er sich selbst ein, Edith stets geliebt zu haben, ihr unverbrüchlich treu geblieben zu sein, trotzdem sie ihm „einen reichen Parvenu“ vorgezogen. Nein, seine Empfindung für Edith war keine frivole Salonliebe, das war elementare Leidenschaft, die den Jahren der Entfernung getroht.

Es war im Frühjahr. Durch das offene Fenster strich der laue Aprilwind in den rosenroten Salon.

Kurt von Losnitz hatte Ediths Hand ergriffen und drückte leidenschaftliche Küsse auf die kühlen, schlanken Finger.

Edith entzog ihm die Hand, nicht heftig, nein ganz langsam, aber bestimmt.

Kurt wiederholte immer wieder: „Ich liebe dich, Edith, ich liebe dich.“

„Ich habe dich einst geliebt,“ erwiderte Edith ruhig.

Sie hatte unwillkürlich die vertrauliche Anekdote aus ihrer Jugend aufgenommen, aber das Du von ihren Lippen klang nicht zärtlich, sondern kameradschaftlich, beinahe gleichgültig. „Und nun geh,“ fuhr sie ebenso ruhig fort, „es ist schade, daß du mir die Freude an dem Verkehr mit dir durch diesen unmotivierten Ausbruch von — Liebe, wie du sagst, verdorben hast.“

Kurt von Losnitz war bleich geworden. Er griff schweigend nach seinem Hut und entfernte sich langsam. Auf der Schwelle wendete er sich noch einmal um. Edith stand in tiefes Sinnen versunken, fast traurig am offenen Fenster. Sie dachte an den schmerzlichen Abschied vor zwölf Jahren, da sie ihren jugendgefährten kramphast umschlungen hielt, weil sie wählte, ihn nicht von sich lassen zu können, und nun wies sie ihm selbst die Thüre, jetzt, da er ihr endlich die Worte gesagt, nach denen sie sich einst so sehr geheint.

„Edith —“ klang es gepreßt von der Schwelle herüber.

„Geh, geh —“ wiederholte Edith ungeduldig, gebieterisch.

„Ohne ein Wort der Hoffnung?“

„Morgen hörst du von mir.“

Sie ließ die Worte fallen unachtsam, wie man einem Bettler ein Almosen in den Schoß wirft.

Kurt von Losnitz hatte längst das Zimmer verlassen, Edith rührte sich noch immer nicht und blickte hinaus zum offenen Fenster.

Dann trat sie zu ihrem Schreibtisch, griff ein elegantes, duftendes Briefpapier aus einer Papeterie heraus und setzte die Feder an. Ihre Hand zitterte leise, und in ihren Augen stiegen Thränen auf, Thränen, die der Vergangenheit galten.

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn, dann glitt die Feder leicht und sicher über das dicke Pergamentpapier.

„Liebst du mich wirklich, dann würde ich dich bedauern, denn dann hätte mich das Schicksal jetzt bitter gerächt für all' das Leid, das ich einst in meiner Liebe zu dir erduldet. Aber ich vermag nicht an deine Liebe zu glauben. Versuche es nicht, mich zu täuschen und täusche dich nicht selbst. Deine Liebe gilt nicht mir, die ich in den langen sechs Jahren weder jünger, noch hübscher geworden bin und die ich dir durch eine mehrjährige glückliche Ehe mit einem Manne, den meine Armut nicht geschreckt, dessen vortrefflichen Charakter ich aber schätzen und bewundern gelernt, eher entfremdet sein müßte, nein, deine Liebe gilt nur einem äußeren Glanze, dem Firnis, der mir, ähnlich wie dem von dir einst verkannten Bilde, zu erhöhter Wirkung verholfen.“

Für Erziehung unserer Kleinen.

Von E. Schubert.

Nachdruck verboten.

„Lasset uns unseren Kindern leben!“ Dies Wort Friedrich Fröbels verbiente in unseren Tagen, wo der Seufzer: „Es giebt keine Kinder mehr!“ oft genug gehört wird, mehr Beachtung, als ihm von vielen Beteiligten geschenkt wird. Wer selbst Kinder besitzt, durch seinen Beruf in ständigen Verkehr mit der Jugend tritt oder doch ihre warme Teilnahme entgegenbringt, dem wird der große Unterschied nicht entgehen, der sich unter den Kleinen von heute, in ihrem Umgang und Gehaben, geltend macht. Es wachsen, Gott sei Dank, noch viele Kinder heran, die wirklich kindlich sind, voll frischer, fröhlicher Einfachheit und unbekümmerten Gemütes; leider aber wächst auch die Zahl der jungen Dämchen und Herrlein, die bedauerliche Kopien bedauerlicher Vorbilder aus den Kreisen der Erwachsenen sind. Von Umgang mit Fremden kann bei Kindern erst die Rede sein, sobald der Eintritt in die Schule beginnt. Wie bedeutungsvoll dieser Schritt für die garten, allen Eindrücken zugänglichen Sproßlinge ist, das erwägen im vollen Maße wohl nur wenige Eltern, indem sie ihre Kleinen zum erstenmale mit der Mappe dahinwandern sehen. Bisher

war die ganze Welt des Kindes das Elternhaus, wo sein Thun und Treiben mit liebevollster Sorgfalt überwacht, jeder schädliche Keim, der auf die zarte Blüte fallen konnte, ängstlich fern gehalten wurde. Jetzt aber tritt das Kind in die Außenwelt, und damit beginnt die Wandlung von unabsehbarer Tragweite. Manches junge Ehepaar, das ein erstes Kind zur Schule schickt, ahnt gar nicht den ungeheuren Einfluß derselben, wobei hier unter „Schule“ nicht die Lehranstalt, sondern die Vermittelung des Verkehrs der Kinder untereinander verstanden sein soll. Bald aber geht auch die Unerfahrenen das Verständnis auf, indem sie wahrnehmen, wie sehr dem Kinde alles, was aus der Schule kommt, maßgebend wird. Daß ihm der Lehrer oder die Lehrerin als höchste Autorität gilt, ist begreiflich; nicht lange aber währt es, so gesellt sich zu dem bekannten „der Lehrer hat es gesagt“ ein „der oder die sagt so“, das heißt: dies ist die Meinung der Schulkameraden, grundgescheiter, erleuchteter Seelen, und was die sagen, ist richtig, und wie sie etwas machen, so mache ich's auch!

Welche gefährliche Rolle hierbei der Zufall spielen kann, liegt auf der Hand. Ein Klassenkammerad, ein Schulkamerad, der mit unserm Kinde den gleichen Heimweg hat, kann dem empfänglichen Gemüt zum Segen werden für das ganze Leben, aber auch zum schlimmen Fluch. In den ersten Schuljahren ist es hiermit freilich nicht so arg, denn noch sind die Kinder offenerherzig und erzählen uns von allem, was ihr junges Dasein auszufüllen beginnt. Unseres Schönlins oder Töchterchens Freunde von der Schulbank, wir kennen sie ganz genau, ohne sie gesehen zu haben, wissen von ihren Anzügen und ihren Vorzügen, ja selbst von ihren häuslichen Verhältnissen, denn alles, was das kleine Herz bewegt, schüttet es ehrlich und erfreut über unsere Teilnahme vor uns aus.

Aber es kommen die Jahre, wo die Jugend schweigsam wird, wo sie nicht mehr getreulich beichtet, was Paul und Hans, Else und Grete gethan und gesprochen haben. „Du wirst doch nicht so dumm sein und zu Hause alles erzählen!“ — das ist das böse Wort, womit namentlich der harmlose Knabe vom geriebene Genossen am falschen Ehrgefühl getroffen wird. Auf diese Wandlung zu achten, ihr womöglich zuvorzukommen, sollten Eltern und Erzieher sich angelegen sein lassen. Sobald man merkt, daß die Kleinen weniger mitteilbar über die Schulleben werden, ist es höchste Zeit, selber die Bekanntschaft der Freunde unserer Kinder zu machen, sie sorgfältig zu beobachten, sich behutsam auch nach ihren häuslichen Verhältnissen zu erkundigen und, fällt die Prüfung nicht zu ihren Gunsten aus, streng den Umgang mit ihnen zu verbieten. Was nützt uns alle Vorsicht, wenn den schädlichen Einflüssen, die wir fernzuhalten suchen, von fremder Seite der Zugang gebahrt wird? Was nützt es beispielsweise, wenn ein gewissenhafter Familienvater grundsätzlich vor seinen Kindern die Tageszeitungen und den eigenen Bücherschrank verschließt, und im Hause des Schulfreundes die Bibliothek den halbwüchsigen Buben und Mädchen zum beliebigen Gebrauche freistellt oder gar die pikante Gerichtsverhandlung aus der Zeitung am gemeinamen Kaffeetische vorgelesen wird?

Nicht ohne Bedenken sind auch die Feste der Kinder, ihre geselligen Vergnügungen, wozu ich in erster Linie die Tanzstunden rechne. Denn was hier unter der Form des „Unterrichts“ erscheint, dient doch im Grunde nur dem Vergnügen. Gewiß sollen unsere Kinder auch tanzen lernen, denn nicht jedem ist es gegeben, von selbst nach dem Rhythmus der Weise sich zierlich im Reigen zu drehen, und für schwerfällig Veranlagte erscheint es geradezu unerlässlich, sich in der Tanzstunde eine gefällige Art des Bewegens und Benehmens anzueignen; auch ist es besonders für Knaben ein nicht zu unterschätzender Gewinn, wenn sie frühzeitig lernen, Anstand und Höflichkeit gegen das weibliche Geschlecht zu üben. Der Kernpunkt der Sache liegt in der Zeitfrage: wann ist die Tanzstunde der Jugend am wenigsten schädlich? Vor kurzem hörte ich eine Dame von großer pädagogischer Erfahrung äußern, sie merke es an ihren Schülerinnen ganz genau, welche von ihnen im Alter von zehn Jahren und darüber Tanzunterricht mit Knaben gehabt haben, und welche nicht. In der That sollte, wenn irgend möglich, ein Tanzunterricht den Kindern vor ihrem zehnten Jahre erteilt werden, oder es sollten Mädchen, die über dies Alter hinaus sind, das Tanzen nur untereinander lernen. Auch ohne „Herren“ haben sie an dieser Art des Tanzunterrichtes ihr hohes Vergnügen, wie ich wiederholt beobachtet habe, und zur Nachahmung kann ich nur das Beispiel einiger Vorseher von Berliner Privatschulen empfehlen, die im Winter solche Tanzkurse unter ihren Schülerinnen veranstalten lassen. Der zum Abschluß stattfindende Ball in dem festlich geschmückten Turnsaale bildet jedesmal ein Ereignis, und selbst die fünfzehn- und sechzehnjährigen Mädchen bewegen sich mit hellem Entzücken im Reigen oder im zierlichen Menuett, ohne je die Abwesenheit von „Herren“ zu bedauern.

Nicht minder wichtig sind die häuslichen Vereinigungen, die sogenannten Kindergesellschaften, in denen mancherlei gesündigt wird. Wie die Kinder überall den Erwachsenen nachzuziehen suchen, so gehört heute auch bei ihnen, wenigstens in den größeren Städten, die „Gesellschaft“ zu ihren Lebensbedingungen. Auch sie prahlen gern damit, wie oft sie aus-gebeten worden sind, und für selbstverständlich halten sie es, daß sie ihrerseits durch eine Gesellschaft, oder gar mehrere, diese Schulden tilgen. Nun ist ja gegen solche Vereinigungen, sobald sie sich in den richtigen Grenzen halten, nicht das Geringsste einzuwenden. Ein Kinderfest an feierlichem oder bedeutungsvollem Tage kann auch die Großen erfrischen, und die Erwählten unserer Lieblinge kennen zu lernen, bietet sich hier die beste Gelegenheit. Aber es sollen in Wahrheit Kinderfeste sein, zum Zwecke fröhlicher Unterhaltung und harmlosen Spiels unter den Altersgenossen, und auf den äußeren Glanz des Festes kommt es dabei gar nicht an, ja die Uebertreibung schadet. Vor allem sollten wir darauf sehen, daß unsere Kinder nur Umgang mit Freunden oder Freundinnen suchen, deren häusliche Verhältnisse den unserigen ungefähr entsprechen. Ist ein Kind unter bescheidenen Lebensbedingungen aufgewachsen, so gelangt es bei dem öfteren Verkehr in dem viel luxuriöseren Hause des Freundes leicht zu niederdrückenden Vergleichen mit dem schlichten eigenen Heim, und in der jungen Seele keimen Bitterkeit und Neid auf. Andererseits kann es geschehen, daß das reicher gewöhnte Kind verächtlich auf die Häuslichkeit der minder bevorzugten Altersgenossen herabblift. „Ach,“ hörte ich jüngst ein dreizehnjähriges Dämchen zu meinem Töchterchen sagen, „bedauere nur nicht, daß du nicht auch bei Millers geladen warst! Wir anderen fünf hatten kaum Platz zum Um-

drehen — die ganze Wohnung nur vier Zimmer — und nicht einmal warmes Abendbrot!“

Ebenso verwerflich wie der Aufwand in der Bewirtung bei Kindergesellschaften erscheint der Luxus in den bei solcher Gelegenheit neuerdings üblichen Lotterien. Schon die Lotterie an sich hat ihre Bedenken, denn unter den vom Glücke Vernachlässigten entsteht leicht Mißstimmung und Neid gegen die Begünstigten. Aber handelt es sich hierbei um geringwertigen Tand, so mag die Sache noch hingehen. Ist indessen bringen die Kinder aus solchen Lotterien Dinge mit heim, wie sie die Eltern ihnen so kostbar kaum als Geburtstagsgaben gereicht haben würden. Es liegt auf der Hand, daß die Jugend hierdurch gewöhnt wird, eine Spende nach ihrem materiellen Werte und nicht nach dem Geiste, in dem sie gegeben worden, zu beurteilen. Von harmlosen Gesellschaftsspielen und belehrender Unterhaltung, wie sie früher üblich waren, berichten leider die Kinder aus ihren Gesellschaften immer seltener. Wird uns aber von dergleichen erzählt, hören wir, in wie heiterer und sinniger Art unsere Kleinen sich vergnügt haben, so wissen wir, daß in dem Hause, wo sie zu Gäste waren, der rechte Geist herrscht, daß hier die Eltern mit ihren Kindern und für sie leben, daß auch ihnen der Tag, an welchem diese ihre Freunde bei sich sahen, ein Tag herzlicher Anteilnahme gewesen ist. In diesem Hause haben gewiß nicht die Eltern vor dem „großen Wirrwarr“, den hellen Stimmen der Kindergesellschaft die Flucht ergriffen, irgendeinem Mietling die Aussicht und die Last, die übermühtige junge Schar in Ordnung zu halten, überlassen. In ein Haus, in dem nicht wenigstens das Auge der Mutter die Vergnügungen des jungen Volkes überwacht, läßt man am besten die Seinen nicht gehen.

So erfreulich nun solche Teilnahme der Großen an den Festen der Kleinen ist, so verwerflich erscheint andererseits das Hinzuziehen der heranwachsenden Sproßlinge zu den Vergnügungen der Erwachsenen, zumal wenn es „des Spases halber“, zur Belustigung der Gäste geschieht. Ich glaube meinen Eltern nicht zu trauen, als ich jüngst hörte, in einer Familie seien nach Beendigung des äppigen Soupers die beiden Töchter des Hauses, Mädchen von dreizehn und fünfzehn Jahren, im Kostüm des „Schützenknefles“ erschienen, um den Herren den Abschiedstrug Münchener Bieres zu kredenzen! Die armen Dinger zu einer Stunde, da sie längst hätten im Bette ruhen sollen, zu zwingen, sich durch die Reihen der animierten Gäste zu drängen — ein schaudervoller Gedanke! Sehr richtig stellt Montaigne das Bestreben, den Umgang mit Kindern zum bloßen Zeitvertreib zu erniedrigen, in den Vergleich des Spielens mit Affen, nicht mit Menschen.

Nein, zu niemandes Zeitvertreib sollen unsere Kinder dienen, weder zu dem von Fremden, noch zu unserm eigenen. Sie sind ja allerdings der süßeste Zeitvertreib, wenn wir das Wort im edleren Sinne auffassen, darunter nicht bloß die müßige Täuberei verstehen, sondern die innige Teilnahme an allen ihren Regungen, an ihren Kümernissen und an ihren Freuden. Erst hierdurch lernen wir sie ganz begreifen und nach ihrer Individualität erziehen. Der beste Umgang, den Kinder genießen können, ist derjenige mit den Eltern, und wer dies voll erfährt, der wird den Umgang zu gestalten suchen nach der ernstesten pädagogischen Lehre: „Was Kinder von denen, die sie achten und lieben, beständig thun sehen, wie sie dieselben beständig handeln sehen, davon urteilen sie ziemlich bald, man müsse so thun, so müsse man handeln.“ Schon die Nähe des Guten, wie des Schlechten, hat einen Einfluß.“ Joachim Heinrich Campe, der alte bewährte Jugendfreund, drückt denselben Gedanken in kerniger Kürze aus: „Wie die Quelle, so der Bach; wie die Eltern, so die Kinder.“

Die „Vierhundert“.

Plauderei aus dem New-Yorker Gesellschaftsleben.

Von G. J. Colbron.

Nachdruck verboten.

In Philadelphia — so sagt man bei uns in Amerika — wird der Fremde gefragt: „wer war dein Großvater?“, in Boston: „was weißt du?“, in New-York: „was hast du?“ In Philadelphia würde demnach die gute Gesellschaft auf Ahnen, in Boston auf Bildung, in New-York aber nur auf Geld Anspruch machen. Das ist jedoch eine boshafte Verleumdung, die jeder Bewohner der Inselstadt New-York, insbesondere aber jedes Mitglied der obersten „Vierhundert“ mit Verachtung zurückweisen würde, als allein aus dem Neid der Schwesterstädte hervorgegangen. Denn die gepriesenen „Vierhundert“ sind stolz auf ihre Ahnen und auch ein wenig auf ihre Bildung!

Die „Vierhundert“? Ja, meine verehrten Leserinnen, wißt ihr denn wirklich nicht, was das heißt? Die „Vierhundert“ in New-York sind die „crème de la crème“, die „Society“ (die Gesellschaft) mit einem großen S, sie sind unser New-Yorker Hofkreis, das Allerbestigste der „Welt, in der man sich so häufig langweilt“ und sich so selten amüsiert, sie sind die Leute, deren Thun und Lassen alle übrigen Sterblichen derart interessiert, daß die großen Tageszeitungen ihnen täglich wenigstens eine Spalte widmen, sie sind die Leute, die sich einbilden, die Blüte des amerikanischen Lebens zu sein, die sich aber in Wirklichkeit nur dadurch auszeichnen, daß sie die Pariser und Londoner Sitten soviel wie möglich nachmachen.

In jeder großen amerikanischen Stadt giebt es einen solchen Kreis, aber die New-Yorker „Vierhundert“ verhalten sich zu den anderen, wie etwa der kaiserliche Hof in Deutschland zu den Hofkreisen der kleineren regierenden Fürsten.

Ehe ich das Leben dieses Kreises vor uneingeweihten Augen offenbare, ist es vielleicht interessant, zu erfahren, woher er seinen Namen hat, denn bis vor zwei oder drei Jahren hieß es in New-York nur, wie anderswo, „die oberen Zehntausend“, aber dank der Phantasie eines findigen Advokaten hat die „Gesellschaft“ hier den ungewöhnlicheren Titel gewonnen. Es giebt nämlich auch unter den „Vierhundert“ Leute, die nicht nur zur Fierde, sondern auch zum Nutzen der Gesellschaft da sind; als ein solcher brilliert in erster Reihe ein Herr A., ein Rechtsanwalt, zwar aus guter Familie, doch nicht allzureich, aber ein wahres Genie im Arrangieren von Festlichkeiten. Dieser Herr ist der „Gesellschaft“ geradezu unentbehrlich, und da er wählerisch ist und sein Talent nicht einem jeden schenken will, so ist er Autokrat geworden. Vor einigen Jahren hat derselbe Herr einmal in einer Zeitung seine Meinung über die gute Gesellschaft veröffentlicht und bei dieser Gelegenheit

geäußert, daß, wenn die „wirklich gute Gesellschaft“ in New-York sich auf einem Ball versammelte, nicht mehr als vierhundert Leute beisammen sein würden. Dieses leicht hingeworfene Wort ist zum Gesetz geworden, wiewohl sich zunächst über das Haupt des Advokaten eine solche Flut von Protesten, von Spott und Verleumdung ergoß, daß die Zeitungen monatelang ihre Spalten damit füllten, ja sogar ein vollständiges Verzeichnis der „unbedingt hoffähigen Familien“ brachten, um nachzuweisen, daß selbst, wenn man nur die jüngeren, tanzfähigen Mitglieder rechnete, doch eine weit größere Zahl herauskäme. Herr A. versuchte sich dann, wie andere hochgestellte Personen, die unvorsichtige Reden halten, damit zu retten, daß er über ein Mißverständnis klagte; er habe nur sagen wollen, daß es in New-York kein Privathaus gebe, das einen Ballsaal besitzt, groß genug, um mehr als vierhundert Personen bequem aufzunehmen. Doch es war zu spät, die Miße der Geschichte hat das Wort auf ihre Tafel niedergeschrieben, und seitdem heißt die oberste Gesellschaft in allem Ernste die „Vierhundert“ und wird wohl noch lange so heißen. Herr A. ist damit zum berühmten Manne geworden, und als praktischer Amerikaner benutzte er diese Berühmtheit, um ein Buch über „die Gesellschaft, wie sie ihm vorkommt“ zu schreiben und sich auf diese Weise eine hübsche Nebeneinnahme zu erwerben.

Wenn man also in New-York von den „Vierhundert“ spricht, so meint man damit diejenigen, die einige Vorzüge des amerikanischen Lebens, hauptsächlich den Reichtum und die freiere Stellung der Frau mit den Hauptzügen der europäischen Gesellschaft verbinden, die zwar ihre jungen Töchter nie ohne Anstandsdamen in Gesellschaften gehen lassen, aber ihren Frauen das Vortrecht geben, sich auch von anderen als von ihren Gatten bewundern zu lassen, und die im übrigen recht viele Leute in ihrer Mitte haben, welche von Jugend auf nur vom väterlichen Vermögen leben und nie gearbeitet haben — Eigenschaften, die bekanntlich bei den fleißigen und thätigen Amerikanern sonst zu den allergrößten Seltenheiten gehören. Trotzdem wäre es unrecht, diese New-Yorker Aristokratie eine Geldaristokratie schlechthin zu nennen, denn es giebt Familien darunter, die als ebenbürtig angesehen werden, obwohl sie nichts weniger als reich sind, und die Königin dieser Gesellschaft war zwei Jahre lang die Tochter eines armen Journalisten, die ihre Triumphe nur ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit zu danken hatte und die vor kurzem durch eine glänzende Heirat auf immer aller Sorge und Not entzogen ist.

Freilich, den Kern dieses Kreises bilden einige außerordentlich reiche Familien, die vor Jahren, als die Stadt noch sehr klein war, ihr Geld in Kaufstellen anlegten und jetzt — ähnlich wie die Schöneberger Millionäre — bequem von ihren Renten leben und vollauf zu thun haben, ihre Gelder einzukassieren. Sie besitzen ganze Reihen der wertvollsten Häuser der Stadt, und ihr Vermögen zählt man nur noch nach Millionen. Diese steinreichen Familien bilden gewissermaßen den festen Punkt, umflutet von den ewig wechselnden Wellen der sonstigen Gesellschaft, wie es in einer neuen Welt nicht anders sein kann. Wer recht viel Geld hat, dem ist der Eintritt in diesen Kreis nicht allzuschwer, aber auch Ausländer, besonders Adelige, werden mit Freuden aufgenommen, und Engländer sind selbst ohne Titel jederzeit willkommen, da es zu den hervorragendsten Eigenschaften der „Vierhundert“ gehört, alles Englische zu bewundern und namentlich den Prinzen von Wales zu vergöttern.

Die „Vierhundert“ haben ihr eigenes Organ, das von allen Mitgliedern gelesen wird, nach dem man die Gesellschaft aber nicht beurteilen darf, denn die Leute sind im Grunde lange nicht so schlecht, wie sie hier gemacht werden. Im übrigen hat in New-York jede große Zeitung ihren „Gesellschafts-Redakteur“, der überall dabei sein, jedes Fest, jedes Kleid, jeden neuen Schmuck einer gefeierten Schönheit aufs genaueste beschreiben und der wüßbegierigen Welt alle Einzelheiten aus dem Privatleben der „Vierhundert“ erzählen muß, gerade wie in Europa der Hofreporter.

Die „Vierhundert“ pflegen nur den kleinsten Teil des Jahres ihre Häuser zu bewohnen, denn die Mode verlangt ein fortwährendes Umherreisen von einem Weltteil zum andern, was von jeher die starke Seite des Amerikaners gewesen ist. Ist die Familie nach den Weihnachtstagen von Tuxedo zurückgekehrt, so wirft sie sich zwei Monate lang mit vollem Eifer in den Strudel des New-Yorker Gesellschaftslebens, bis der Aschermittwoch den rauschenden Festlichkeiten ein Ende macht. Während der Fastenzeit behelfen sich die Frommeren mit Vorträgen, Lesekränzchen und dergleichen, aber die unverbesserlichen Weltlinge halten diese Lust der Wohlthätigkeit und des Enstagens nicht aus, sie suchen Floridas lüde Lüfte und sonnige Thäler auf, wo sie die Zeit recht angenehm hinträumen, bis der Klang der Oesterglocken sie in die Heimat zurückruft. Andere, die nicht so lange fortbleiben, reisen nur nach den Tannenwäldern von Lakewood, oder nach Atlantic City. Aber zu Ostern sind alle zurück, denn in der Osterwoche giebt's Hochzeiten in Menge, denen man notwendigerweise beiwohnen muß, will man anders seine gesellschaftliche Stellung behaupten. Noch einige Wochen zu Hause, und man muß schon an die Sommergarderobe denken; bald macht man Abschiedsbefuche, und jedes Schiff trägt Hunderte von Vergnügungssüchtigen über den Ozean nach Paris oder London, wo dann die Saison gerade im vollen Zuge ist und wo die schönen Töchter Jonathans nebst ihren reichen und freigebigen Brüdern gern gesehene Gäste sind. Nach einem oder zwei Monaten reist man, falls man nicht dem Prinzen von Wales nach Homburg oder der französischen Aristokratie nach New-York, verweilt dort, bis die Septemberwinde, die vom Meere kommen, zu rauh und feucht werden, dann sucht man die schönen Berkshire-Berge auf, wo in Lennox und Stockbridge die „Vierhundert“ sich wieder zusammenfinden, um die unbeschreiblich schöne Natur zu genießen und sich durch ländliche Feste für den kommenden Winter zu „stärken“. Anfang Oktober giebt es wieder Hochzeiten, aber man bleibt nur wenige Tage in New-York, denn in Lennox ist es doch zu schön, und erst im November werden die Landhäuser geschlossen und der Winterruhe überlassen.

November in der Stadt! Da ist man sehr „beschäftigt“, denn jetzt muß an die Wintergarderobe gedacht werden, jetzt müssen die diesjährigen Debütanten der Welt feierlich vorgestellt werden, damit sie die Dezember-Festlichkeiten in den Landhäusern mitmachen dürfen. Ist dies geschehen, so geht es wieder fort, zumeist nach Tuxedo, der reizenden Willenskolonie

inmitten der Seen des Staates New-York. Da weist man bis nach Neujahr, feiert Weihnachten still im Kreise der Familie, Schwester etwas geräuschvoller im jovialen Freundeskreise. Alsdann kehrt man mit Beginn des Januars nach der Stadt zurück, und die ganze Geschichte wiederholt sich von neuem wie im verfloffenen Jahre.

Natürlich sind es nur verhältnismäßig wenige, die das ganze Programm jedes Jahr durchmachen, aber einige Nummern davon muß man schon zustande bringen, will man zu den „Vierhundert“ gehören. Doch auch das Kontingent, das den ganzen Winter über in der Stadt bleibt, findet vollauf zu thun, wenn es sich nur der Gesellschaft, dem Vergnügen hingeben will. (Schluß folgt.)

Straßenfalten.

(Hierzu die Abb. S. 273.)

Da der Sommer nicht nur heiße, sondern auch recht empfindlich kühle Tage bringt, wo ein wärmeres Kleid sehr angemessen erscheint, verbildlichen wir neben dem für die Hochsommerzeit geeigneten Kostüm Fig. 2, mit Fig. 1 ein solches aus wärmerem, blauem, geripptem Wollstoff. Dasselbe besteht aus Rock und Taille; ersteren garnieren, wie ersichtlich, zwei Frisuren aus schwarzem Moiré, von denen die obere ein 5 Cent. breites Köpfschen bildet, das nach außen umgelegt und festgeheftet wird. Die Borderteile der mit Frackhoh geformten Taille sind mit Moiré besetzt und teils mit Hasen-, teils mit Knopfschluß versehen; die Taillenteile zieren Revers von Moiré, sowie Passementierknöpfe. Außerdem hat man das Kleid, wie ersichtlich, mit golddurchwirkter, schwarzer Wollentze garniert und durch ein Jabot aus rosa gestreiftem Seidenstoff vervollständigt (siehe auch die kleinere Rückansicht auf Seite 273).

Das für junge Damen geeignete Kleid Fig. 2 hat man aus schwarz und rosa gestreiftem, leichtem Seidenstoff, sowie aus weißem Seidenmull gefertigt und mit Kurbel-Languetten von schwarzer Seide, sowie mit schwarzem Atlasband ausgestattet. Den Rock garnieren drei schräge Frisuren von Seidenstoff; er ist aus einer Vorder-, sowie aus zwei Hinterbahnen zusammengesetzt und mit Taiffutter versehen. Die Verbindungsnäht der Vorder- und Hinterbahnen hat man jedoch nur im Futterstoff auszuführen und letzteren dazwischen, die Naht bedeckend, mit Oberstoff zu bekleiden. Die Teile aus Seidenstoff legt man an der Naht, etwa je 2 Cent. breit, nach innen um, heftet den Stoff längs des Bruches in regelmäßigen Entfernungen zusammen und leitet, wie aus der Abb. ersichtlich, ein Band hindurch, das unten mit einer Schleife abschließt; ein gleiches Band begrenzt gürtelartig den oberen Rand des Rockes. Die hinten geschlossene Taille ist passgenau mit in Puffen gereihtem Mull, im übrigen, wie ersichtlich, falgig mit Seidenstoff besetzt, der mit Languettenbogen und Bindlöchern versehen ist, durch welche schmales seidenes Band geleitet wird (siehe die kleine Rückansicht auf S. 273).

Bezugquelle der Modelle: Berlin, Gerson u. Comp.

Dreifüßiges Scherzrätsel.

o tiefe nutzlos man im Leben
Verstreichen die zwei ersten nie!
Wohl sind sie zum Genuß gegeben,
Doch nicht umsonst bekommst du sie.
Für jeden Eindruck leicht empfänglich,
Sind kurz nur sie ganz frisch und rein,
Sind bald zerflossen und vergänglich
Im heitern, warmen Sonnenschein.

Die Dritte auch ist bald verlaufen
o das bedenke wohl, mein Kind!
Nicht immer läßt sie sich erkaufen,
Und hin ist hin, wenn sie verrinnt.
Das Ganze, was Natur so labend
Der Menschheit zum Genuße teilt,
Erquickt auch an des Lebens Abend,
Nicht nur in früher Jugendzeit.

A. Godin.

Schieberätsel.

Margarete Rinalbini Obmann Pyramide Britannien Cleander
Eldorado Carmen Stammbaum Alexander.

Die obigen zehn Wörter sind Buchstabe unter Buchstabe untereinander zu schreiben und dann so lange nach der Seite hin zu verschieben, bis eine senkrechte Reihe einen berühmten Maler unserer Zeit nennt. Ist dies der Fall, so ergibt auch eine andere senkrechte Reihe den Namen eines hervorragenden Malers unserer Zeit.

Magisches Kreuz.

Grid of letters for a magic cross puzzle. The grid is 10x10 with some cells empty. The letters are arranged in a cross shape with some additional letters in the corners.

Die Buchstaben in den Feldern des Kreuzes sind so zu ordnen, daß die drei wagerechten Reihen gleich den entsprechenden senkrechten lauten und bekannte Wörter von je neun Buchstaben ergeben. Die drei Reihen bezeichnen: 1. ein Fest, 2. eine Stadt in Preußen, 3. eine Waffe. R. 2.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 316 Seite 240.

- Weiße: 1. T c 6 - c 7. 2. Sa 1 n. b 3 matt. A. 1. T b 7 - b 4 (b 8). B. 1. La 6 - d 3. C. 1. Beliebig anders. Schwarze: 1. T b 7 n. c 7.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 142 Seite 240. 120 Blumen.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und daneben die Angabe, wo Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Verschiedenes. Fris D. in Schwerin. Es kann, bei den Bestrebungen zu Gunsten einer erweiterten Frauenbildung und einer erweiterten Zulassung der Frau zur Erwerbung und Ausübung wissenschaftlicher Fähigkeiten, selbstverständlich gar nicht davon die Rede sein, daß die Frauen in Zukunft dem entgegen sollen, was ihr natürlicher Beruf ist: sorgliche Vorsteherinnen des Hauses, gute Frauen und gute Mütter zu werden. Niemand hat einen so sonderbaren Wunsch, am allerwenigsten haben ihn die Frauen selbst. Aber es ist doch eine Thatsache, der sich niemand länger zu verschließen vermag, daß Frauen in steigender Zahl diesen natürlichen Wirkungskreis nicht mehr finden können; es sind weit mehr Frauen als Männer (in Deutschland fast eine Million mehr Frauen als Männer) vorhanden, und da fernher nicht alle Männer Ehen schließen wollen oder können, so ist die Zahl der unverheirateten bleibenden Frauen sehr groß. Um diese handelt es sich und um deren Zukunft!

F. v. G. in Budapest. Kolo ist ein in Paris feilgebotenes „Volksgetränk“, zu dessen Herstellung ein braunes Pulver gleichen Namens in den Handel gebracht wird. Dieses besteht angeblich aus einem Gemische von Süßholzwurzel mit den Quellsalzen von Vichy und Bais und ist zur Aromatisierung mit einem Gemische von Anis, Citronen, Abisinth, Pfefferminzöl, Orangen- und Kirschessenz vermischt. Es ist ein Wasser, leicht zu einer braunroten Flüssigkeit löslich, welche einen gewürzigen Geruch und sehr süßen Geschmack besitzt. Das daraus hergestellte Getränk soll kaum mehr als 1 Pfennig pro Liter kosten und sich als durstlösendes Mittel für Landarbeiter, Touristen, Soldaten bestens empfehlen. So zweckmäßig es in der That wäre, wenn man ein alkoholfreies Durstlöschungsmittel von nachhaltiger Wirkung und zugleich wenigstens leichtlich angenehmen Geschmacke auffinden würde, dessen Preis für die arbeitende Bevölkerung namentlich erschwinglich wäre, so glauben wir doch nicht, daß man mit obigem Fotogetränk die Erreichung dieses für breite Schichten des Volkes ungewöhnlich sehr wichtigen Zieles näher gekommen ist, da weder Geschmack noch Wirkung den genannten Erfordernissen voll entsprechen dürfte. Allerdings gilt auch hier das alte Sprichwort: „Leber den Geschmack läßt sich nicht streiten.“ Uebrigens beschäftigt Graf Tollerand-Perigord zu Vichy selbst bei Berlin große Weintraubereien mit Weinzerer und einer Veruchsstation einzurichten.

Hel. W. in Vosen. Die sogenannten gedärterten russischen Zwiebeln, welche sehr haltbar sind, weil sie nicht austrocknen, sind überhaupt nicht gedärtert, sondern nur erst an der Luft, dann bei circa 60° getrocknet.

Antonin G. L. Pflanzenblätter können sowohl durch galvanische Metallüberzüge, wie namentlich mittelst Paraffin und dergl. dauernd haltbar gemacht werden, doch können Sie selbst beides nicht vorteilhaft ausführen.

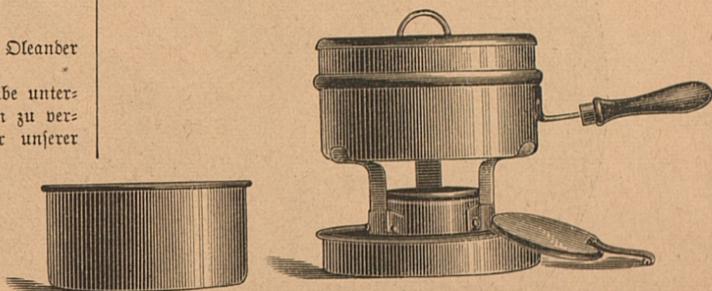
S. L. in Hamburg. Das Schließen der weißen Seevögel — einer unserer größten wilden Blumen, welche namentlich zu Trauerkränzen gegenwärtig viel verwendet wird — das stets bald nach dem Abschneiden eintritt, kann auf keine Weise vermieden werden. Inbezug gelangt es leicht, sie nach vollständigem Schließen künstlich wieder zu öffnen. Hierzu läßt man sie nach der „Gartenflora“ weik werden, macht sie dann mit den Händen auf, stellt sie in Wasser und spritzt von oben die Blüten an, wodurch sie wieder frisch werden, ohne sich schließen zu können.

Dr. H. B. in Z. Die Frauen selbst begreifen ja bei weitem nicht so viel, wie Sie für wünschenswert halten; die beiden Berufswege, die sie im Auge haben, sind: der weibliche Vort für Frauenkrankheiten und die akademisch gebildete Lehrerin für unsere Mädchenjugend.

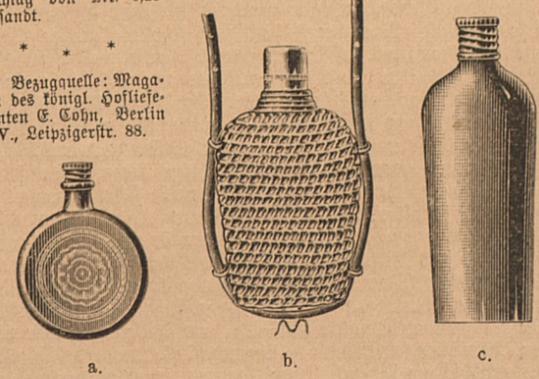
F. G. in Mannheim. 1) Es kann den jungen Damen, welche sich für Kontorstellen vorbereiten, gar nicht dringlich genug ans Herz gelegt werden, die Handhabung der Schreibmaschine zu erlernen. Es giebt darin verschiedene Systeme, amerikanische und europäische, und Sie können natürlich nicht jede Spezies gründlich studieren, aber wenn Sie nur erst eine Maschine kennen und beherrschen, so werden Sie sich auch leicht in eine andere Technik hineinarbeiten; die Hauptsache ist ja, wie bei jeder Maschinenhandhabung, die Routine und Übung. 2) Es ist richtig, daß die Stenographie durch die Schreibmaschine etwas in den Hintergrund gedrängt wird, aber es giebt auch unzählige Firmen, wo beides in Anwendung kommt, d. h. wo die Chefs der Stenographie diktieren und das Abschreiben dann mit Hilfe der Schreibmaschine geschieht. Jedenfalls ist es durchaus zeitgemäß, beide Fertigkeiten zu erlernen. A. B.

Wirtschaftsplaudereien.

Für die Reisezeit. Wie in früheren Jahren, so giebt uns die Reisezeit Veranlassung, unsere Leserinnen auf einige jetzt besonders zu empfehlende neue Gegenstände aufmerksam zu machen. Dieselben sind sämtlich aus Aluminium gefertigt, einem seiner Leichtigkeit wegen für die Reise trefflich geeigneten Metall, das mit diesem Vorzug auch den des geringen Preiswertes verbindet, mithin die größte Sauberkeit und leichteste Reinigung, sowie ein elegantes Aussehen gewährt. Der unter Nr. 1 abgebildete Reisekocher enthält zwei Kasserollen, eine hohe zum Bereiten von Thee, Kaffee u. dergl., eine flache zum Braten von Beefsteaks, Eierbraten u. s. w. Beide Gefäße der dazu gehörige Deckel, sowie die Lampe lassen sich mit Leichtigkeit ineinanderfügen, und der Reisekocher bildet dann eine fest geschlossene Viasche von 10 cm Durchmesser, 5 1/2 cm Höhe und nur 150 g Gewicht. (Preis Mk. 8.50).



Die anderen Abbildungen zeigen Feib- und Reiffeschalen in verschiedener Form, gleichfalls aus Aluminium gefertigt. Die erste (Fig. a) besitzt eine flache, besonders zum Einsetzen in Mäntel und andere Kleidungsstücke geeignete Form, während Fig. b und c zum Umhängen oder Unterbringen in Reiffeschalen bestimmt sind. Die Schale a wiegt 40 g und enthält 1/2 l (Preis Mk. 2.50); Schale b wiegt, einschließlich der Riemen, 150 g, Inhalt 1/2 l (Preis 9 Mk.); Schale c 100 g, 1/4 l Inhalt (Preis 6 Mk.). Auch kleine, ineinandersteckbare Reiffeschalen mit Futteral, 30 g wiegend, werden, zum Preise von Mk. 1.75, aus Aluminium vorrätig gehalten und innerhalb des deutsch-österreichischen Postverbandes mit einem Postzuschlag von Mk. 0.25 verandt.



Bezugquelle: Magazin des königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.



Delft und die Delfter Fayencen.

Nachtr. verboten.

Im 16. Jahrhundert hatten die Thongefäße im westlichen Europa schon lange den Zeitpunkt überschritten, in dem sie nur als Gebrauchsstücke benutzt wurden. Italien hatte uns kostbare Exemplare dieser bemalten Fayencen, die als Majolika- oder besser Mayorca-Ware in den Handel kamen und nur als Kruggefäße dienten, gesandt. Ebenso lieferte Nürnberg ganz hervorragende Arbeiten mit deutschem Gepräge, auch die Niederländer ließen es sich angelegen sein, ihre Thonwaren entsprechend zu dekorieren. Es war nichts natürlicher, als daß die Holländer, welche das chinesische Porzellan doch gelegentlich aus erster Hand bezogen, diese Masse nachzubilden suchten. Es gelang ihnen freilich nicht; wohl aber wurde durch diese Versuche und Proben nach und nach eine sehr feine Steingutkomposition erzeugt. Die nicht unschönen Formen der chinesischen Porzellane und deren Dekoration konnte nicht ohne Einfluß auf diese Industrie bleiben, und so sehen wir denn unter den alt-delfter Arbeiten wirklich das chinesische Ornament, den bezopften Sohn Asiens und entsprechende Tierstücke das Fayence beleben. Bald brach indes der eigenartige Charakter des Holländers durch, er fing an, die Gestalten zur Dekoration aus seinem Lande zu wählen, die Bauern, Kühe, Mühlen und Gebäude mußten herhalten, und nur Anklänge an das chinesische Ornament blieben. Die zuerst vereinzelt in Delft mehrten sich, und Ende des 17. Jahrhunderts finden wir schon achtundzwanzig selbständige Fabrikanten dieser Gilde, die der Nachfrage nach gemaltem Geschirr kaum noch genügen. Zu Ende des 18. Jahrhunderts nehmen aber die Fabriken merklich ab, und Anfang des 19. Jahrhunderts sehen

endlich die Hauptplätze einnehmen. Mit so geschulten Kräften ist es wohl ein Vergnügen zu arbeiten, und mit ihnen allein ist es möglich, eine Welt mit so vollendeten Kunstgegenständen zu versorgen. Die artistische Direktion hat jetzt Professor Ostermann vom Delfter Polytechnikum, die eigentliche Leitung sein Bruder, der beständig in dem Atelier anwesend ist.

Der Hauptwert der Delfter Malereien besteht darin, daß man nur Originale von Niederländern kopiert, wie z. B. die Franz Hals'schen Bilder, die Wouwermann und wie sonst die Meister heißen. Im vergangenen Jahre wurde beispielsweise „de Schutters maaltyd“, ein Bild mit 25 lebensgroßen Figuren, dessen Original im Museum von Amsterdam ist, im Auftrag der Königin-Regentin in 14 Tagen ausgeführt. Das Bild war ein Geschenk an den deutschen Kaiser und befindet sich jetzt im Berliner Schlosse. Ueber die gesamte Schaffenskraft können wir uns erst ein Urteil bilden, wenn wir uns das Lager dieser Malereien in Amsterdam ansehen. Hier im Gebäude der alten Münze, auf dem historischen Sophiaplein, bekannt durch seinen wunderbaren Turm, ist jedes Plätzchen zur Aufnahme der Malereien eingerichtet. Von hier aus geht der Verkauf und Versand von statten.

Auffallend bei den Delfter Arbeiten ist zunächst die große Menge verschiedener Pinsel, die von jedem einzelnen Maler benutzt wird. Es ist eine Skala von 9 bis 12 verschie-

wiederholt werden, so ist ein Aufzeichnen nicht erforderlich. Der Künstler arbeitet vollständig frei. Die leichtesten Töne und die Luft werden zuerst angelegt, die Farbe wird mit so viel Wasser vermischt, daß der Maler mit vollem Pinsel arbeitet. Nach und nach erst werden die kräftigeren Töne eingesetzt, und hier kommt nun die außerordentliche technische Fertigkeit so recht zur Geltung. Hat die aufgetragene Farbe eine gewisse Stärke im Auftrag erreicht, so deckt sie den Grund vollständig. Der Künstler ist nun kaum noch imstande, zu sehen, wieviel Kraft er einlegt und wieviel Kraft er für die malerische Wirkung noch braucht; er muß fühlen. Für den Laien würde eine gedeckte Fläche so aussehen wie die andere, und doch werden sich nach dem Brande zwei ganz verschiedene Farbentöne zeigen. Die fertig glasierten Arbeiten sehen daher unglasiert eigentlich wie graue Silhouetten aus. Ist die Farbe aufgesetzt, so ist ein Wiederabnehmen oder Abwaschen nicht mehr möglich. In Delft wird aber auch nicht schnell gearbeitet, das Prinzip ist: „Langsam und brauchbar“. Da vielfach ganze Bilder auf zusammengesetzten Fliesen hergestellt werden, so ist es sehr interessant, ein solches Malen zu beobachten. Die kleinen, 10 bis 12 cm im Quadrat haltenden Fliesen werden auf ein Brett zusammengelegt, dieses schräg auf die Staffelei gestellt und dann als eine Platte behandelt. Ganze Platten von 25 x 40 und größer sind hier keine Seltenheit. Die gleiche Technik wie beim Malen der Landschaften wird auch bei den Köpfen angewendet, nur wird hier das Sujet leicht aufgezeichnet, die Kontur mit Farbe leicht eingelegt und später, wo es nötig wird, verstärkt.

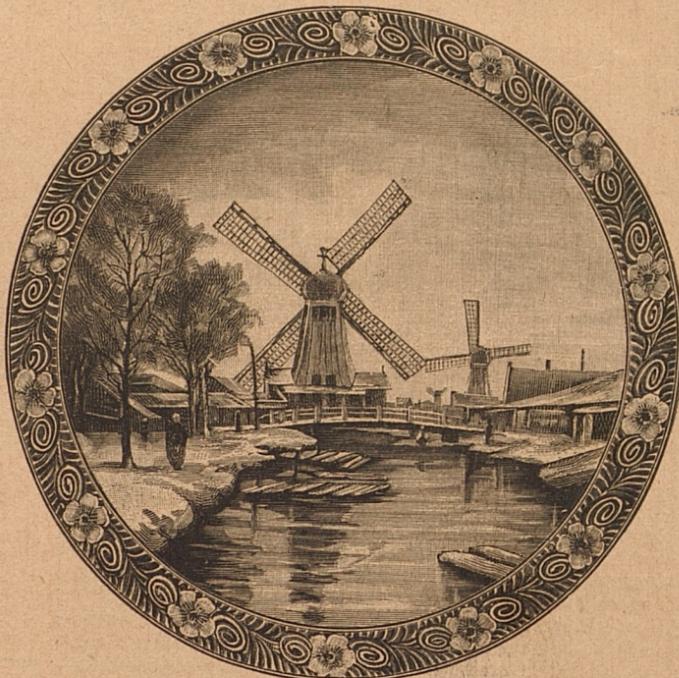
Die beigelegten Abbildungen stellen Arbeiten dar, die nach Delfter Originalen angefertigt sind, und geben für die vorstehenden Angaben die beste Erklärung über Technik und Charakter der Malerei.

Die genannte Fabrik hat es sich zur Aufgabe gestellt, die alt-delfter Malerei nicht zu kopieren, da zum Teil die ungefügen Formen unseren heutigen Ansprüchen nicht mehr entsprechen. Man behält deswegen den Charakter bei und arbeitet in demselben Geiste weiter, läßt aber dazwischen überall die freiere, verständigere Zeichnung durchblicken. In unseren Abbildungen haben wir eine derartige Zusammenstellung, wie sie glücklicher kaum komponiert werden kann. Von den Formen ist wenig Neues hinzugekommen. Man hat sich wohlwollend genügen lassen, die alt-delfter Muster zu erhalten und diese mit neueren Dekorationen zu versehen.

Die Fayencemasse besteht in erster Linie aus weißem, reinem, plastischem Thon, dem Quarz und Kreide zugesetzt wird. Der Quarz wird meist in Form von Feuerstein hinzugesetzt, weil letzterer auch Kaolin, die Hauptmasse zur Porzellanfabrikation, enthält. Was sonst in Delft hinzugesetzt wird, wieviel Teile die Mischung enthält, ist nur für Fabriken wichtig, und jede Fabrik behält schließlich ihr Geheimnis gern für sich. Die Materialarten werden gemahlen, geschlemmt und dann entwässert; hierzu bedient man sich in Delft derselben Filterpressen, wie wir sie in jeder größeren Porzellanfabrik finden. Das Wasser wird ausgedrückt und der modellierungsfähige Thon bleibt zurück. Dieser Thon wird nun zum Pressen von Gegenständen benutzt, zu denen man meist Formen hat, die ein sehr schnelles Arbeiten gestatten. Ist der Gegenstand angefertigt, so wird er in einen besonderen geheizten Raum, den Trockenraum, gebracht und dann zum erstenmale gebrannt. Nachdem der Ofen abgekühlt ist, werden die Stücke herausge-



Verschiedene Gegenstände, nach Delfter Originalen gearbeitet.



wir nur noch acht Werkstätten im Betrieb. Doch auch diese waren nicht mehr lebensfähig, der Engländer überschwebte mit seinem Steinzeug den Markt, die Dekoration wurde durch billigen Druck besorgt und ruinierte so die einst blühende Industrie gänzlich. Nur eine Fabrik hielt sich: die heutige Firma Toost & Labouchère in Delft. Toost Toost wollte nicht so leichten Kaufs eine einst so berühmte niederländische Kunst fallen lassen, er griff mit aller Kraft in die Speichen des zurückrollenden Wagens und brachte ihn nicht nur zum Stehen, sondern auch wieder ein gut Stück vorwärts. Wir müssen staunen, wenn wir seine Erfolge sehen. In seiner Platenbakkerij de porceleynne Fles zu Delft, die heute dem Hause Toost Toost u. Labouchère gehört, wird das Formen der Thonwaren von drei oder vier Arbeitern besorgt; das Pressen der Fliesen, das Mischen von Erde und der Brand von etwa sechs bis acht Arbeitern. Das ist das ganze Fabrikpersonal. Aber in der eigentlichen Kunstwerkstätte sitzen sechzig junge Künstler, welche zeichnen und malen und sich zum späteren Verufe vorbereiten. Von ihnen werden nach längerem Arbeiten die befähigtesten herausgesucht, um den wirklichen Meisters einverleibt zu werden, und wieder sind es hier die hervorragendsten Künstler, die

denen Größen. Die Pinsel sind die gleichen wie unsere Aquarellpinsel, nur bei den Ornamentmalern fällt eine Art ganz besonders auf: einem gewöhnlichen Aquarellpinsel von 2-3 mm Durchmesser sind drei Kuhhaare so eingefügt, daß diese aus dem Pinsel als Verlängerung von einem Centimeter herausstehen. Die Spitzen sind glatt geschnitten; durch diese Verlängerung wird es möglich, eine ganz gleiche Kontur zu malen. Die Farbenmenge, welche der Haarpinsel aufnimmt, ist so groß, daß ein Verjagen der Spitze gar nicht eintreten, oder daß eine Ergänzung stets dann erfolgen kann, wenn eine längere Kontur ganz zu Ende geführt ist.

Trotzdem hier immer nur mit einer Farbe, dem Blau, seltener dem Braun, gemalt wird, so haben doch die Farbentplatten eine unverhältnismäßige Größe, sie variieren von 15 x 20 bis zu 25 x 35 cm und bestehen aus glasiertem Fayence. Die Untergrünfarbe besteht in ihrer färbenden Substanz aus Kobaltoxyd. Das schwarzgraue Pulver wird so fein wie möglich mit Wasser angerieben und weder mit Gummi noch sonst einer klebenden Masse vermischt. Beim Auftragen der Farbe wird ähnlich gearbeitet wie bei der Aquarellmalerei. Da jedoch die zu kopierenden Originale vorhanden sind und

nommen und können nun bemalt werden. Der Gegenstand hat also noch keine Glasur. Dekoriert, wird er in eine Glasurmasse getaucht, die aus Quarzsand, Memige, Borax oder Soda, Salpeter und Smalte besteht; hier saugt der Thon den feinen Schlamm auf, die Malerei und das Geschirr bedeckt sich mit einem weißen Ueberzug und kann nun zum zweitenmale in den Brand kommen. Der Glasurbrand dauert etwa 12 bis 15 Stunden, nach dem Abkühlen des Ofens ist aber auch die Ware vertriebsfähig. Die kleineren Platten (12 cm), welche zur Herstellung von Bildern verwendet werden sollen, werden hier durch eine Presse hergestellt. Der gemahlene Thon, noch etwas feucht, wird als Pulver in die Form geschüttet, der Stempel drückt ein und erzeugt dadurch eine sehr feine gleichmäßige Fliese, die beinahe trocken auf Feinstpulver (gestoßenen Feuerstein) gelegt wird, um vollends zu dörren und dann gebrannt zu werden.

O. Hülfker.

